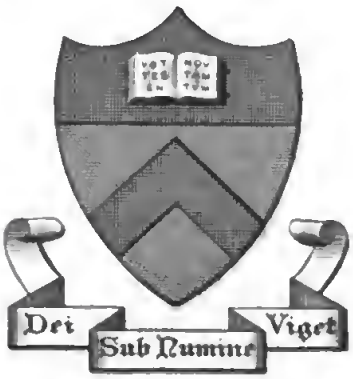
Princeton University Library
32101 067519254
RECAP
3479
.97
.392

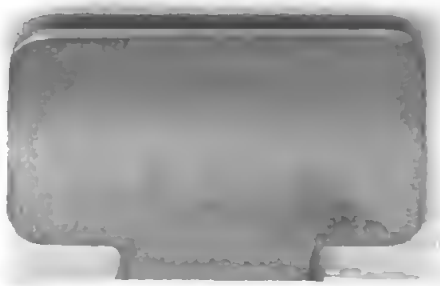
Library of



Princeton University.

Presented ~~by~~ through

Mr. H. M. Priest



L13 XVIII 3163 44

Digitized by Google

Die Unſchuld

und andere Federzeichnungen.

Digitized by Google

Von demſelben Verfaſſer ſind ferner erſchienen.

Im Verlage von H. Minden, Dresden und Leipzig:

Sühne, Roman, 2 Bände.

Die Verſuchung, Novelle.

Im Verlage von E. Pierſon, Dresden und Leipzig:

Heinrich von Kleiſt,
Trauerſpiel in 4 Akten.

Im Selbſtverlage:

Preuſſiſche Männer,
Schauſpiel in 4 Aufzügen.

Die Unſchuld

und

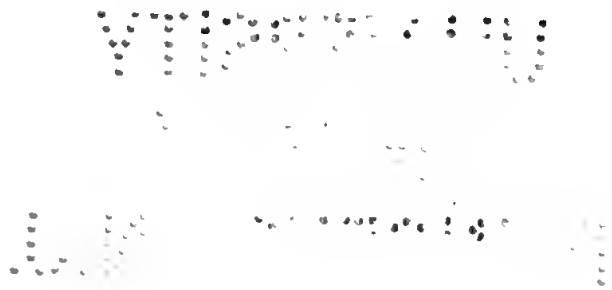
andere Federzeichnungen

von

Wilhelm von Polenz.

Dresden und Leipzig
E. Pierſon's Verlag
1892.

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.



Seinem

einſtmaligen Klaſſen und jetzigen Dichtergenoſſen

Georg Freiherrn von Ompteda

zugeeignet

vom

Verfaſſer.

(RECAP)
3479
.97
.392

MAY 15 1906 204920

Inhalt.

Seite

Ehen werden im Himmel geschlossen 1
Kamerad und Genosse 17
Sachsengänger 31
Dr. Pflaume 55
Die Unschuld 87
Die Zielbewußten 173
Prüderie 189

Ehen werden im Himmel geschlossen.

„Ella, ſchläfſt Du ſchon?“ fragte Ruth aus ihrem Himmelbette heraus. — Keine Antwort vom anderen Bette, das an der jenſeitigen Wand ſtand.

Ruth warf ſich enttäuſcht in die Kiſſen zurück; ſie hatte gehofft, die Couſine ſei wach. Dann hätte man noch eine Stunde oder zwei verplaudern können. Das ſiebzehnjährige Mädchen konnte nicht einſchlafen, das Herz war ihr voll.

Unruhig warf ſie ſich hin und her. Wie warm es doch in dieſen Sommernächten war. Man hatte das Fenſter nur angelehnt, und trotzdem glaubte ſie, erſticken zu müſſen. Eine Decke nach der anderen hatte ſie von ſich geworfen, das half nichts; die Wärme kam bei der kleinen heißblütigen Ruth von Innen.

Wie laut der Springbrunnen unten im Park plätſcherte. Sie legte eine Melodie in das gleichmäßige Fallen der Tropfen. Und vom Teiche her das Quaken der Fröſche in Tonleitern — die Sommernacht hatte ihr Konzert. — Jetzt rief ein Käuzchen, ein anderes antwortete ihm von dem großen

epheuumrankten Turme her, der dicht neben dem Schlafstubenfenster ansetzte. Die beiden Cousinen schliefen in dem alten Teile des Herrenhauses.

Jetzt vernahm Ruths wachsames Ohr ein Geräusch vom anderen Bette her, etwas wie ein unterdrücktes Räuspern. — Ella schlief also doch noch nicht. —

„Ella, schläfst Du schon? — Sage doch!“

Abermals keine Antwort.

Ruth zog die Beine im Bette in die Höhe, setzte sich auf und blickte nach dem anderen Bette hinüber; es lag zu sehr im Schatten, sie konnte nichts sehen. Ruth war mißtrauisch geworden, sie sprang zum Bette hinaus und lief mit bloßen Füßen durchs Zimmer zur Cousine.

Sie tastete im Dunkeln umher am Kopfende des Bettes und griff der Anderen ins Gesicht. Die schrie auf.

„Pardon! —“ meinte Ruth.

„Na, höre mal! —“

„Du schliefst also doch nicht, Ella.“

„Natürlich schlief ich nicht.“

„Aber, was antwortest Du denn nicht, wenn man Dich ruft?“

„Weil ich nicht wieder die halbe Nacht mit Dir verschwatzen will.“

„Aber, Ella, es ist doch so hübsch. Grade des

Nachts unterhält man ſich ſo gut.“ Ruth hatte ſich auf den Bettrand geſetzt, die Hände über dem Kniee gekreuzt. „Du — weißt Du es iſt, glaube ich, weil man im Dunkeln die Geſichtszüge nicht ſieht, deshalb unterhält man ſich ſo gut. — Meinſt Du nicht auch?“

„Ach was — ich ſchlafe lieber!“ brummte die Andere und kehrte ſich im Bette um, der kleinen Ruth den breiten Rücken zuwendend.

Dieſe ſaß eine Zeit lang ſchweigend, dann meinte ſie: „Du, Ella, ich gehe mal ans Fenſter. Das ſtört Dich doch nicht. Im Bette iſt es unausſtehlich.“

„Erkälte Dich nicht.“

„Ach, es iſt ja ganz warm.“ —

Ruth hatte das Fenſter geöffnet. Eine Flut milder Nachtluft drang in das Zimmer. Draußen herrſchte Tageshelle. Das Mädchen war einen Augenblick wie geblendet; der Mond ſtand ihr grade gegenüber. Wie eine ſilberne Kugel ſchwamm er in freier Luft. Die Mauer des Herrenhauſes, am Tage grau und fleckig, erſchien wie weiß getüncht in dem verſchwenderiſchen Lichte. Von Weſten her kam eine Herde weißer Schäfchenwolken herauf, ihre Vließe waren verſilbert. Hinter ihnen drein zog eine größere Wolke von dunklerer Färbung; wer Phantaſie beſaß, konnte ſie zu einem jagenden Schäferhunde machen — und Phantaſie beſaß die kleine Ruth.

Unten im Park konnte man, dort wo das Mondlicht hinfiel, jedes Blatt und jeden Kieſel erkennen.

Um ſo ſchwärzer lagen die Schatten hinter Bäumen und Bosketts, wie ſchwarze phantaſtiſche Kleidungsſtücke lagen ſie da, die irgend welche übermütige Geiſter von ſich geworfen, um ſich in ſolcher erquickenden Nacht ihrer Nacktheit zu erfreuen.

Von den drei Schalen des Springbrunnens ſchwebte es beſtändig wie geſponnenes Silber hernieder in das muſchelumfaßte Becken.

Die kleine Ruth erſchauerte. Kalt war ihr nicht, aber die Helligkeit wirkte auf ihre Nerven. Als ſchäme ſie ſich vor dem ſpähenden Mondgeſichte zog ſie die Nachtjacke mit unbewußtem Griff ein wenig über der Bruſt zuſammen, ſie drückte beide Augen zu, öffnete den kleinen Mund, der ein wenig ſchief war, und ſog mit Entzücken die duftende Nachtluft ein.

Dann, wie ein Hühnchen, legte ſie den Kopf zur Seite, öffnete ein Auge und blinzelte zur Mondſcheibe hinüber. Auch der Mond ſah aus, als halte er den Kopf ſchief und ſchien ihr verſtändnißvoll zuzulächeln.

Aber bald konnte ſie ſoviel Schönheit nicht allein ertragen.

„Ella — Ella! — Komm doch her!“

„Sollte mir einfallen!“

„Nein, bitte, komm doch her. Es iſt zu ſchön. Sowas haſt Du noch nie geſehen.“

Es entſtand eine Pauſe. „Du, mir iſt ſo ſonderbar zu Mute, Ella,“ meinte Ruth vom Fenſter her. „Ich weiß gar nicht wie.“

Ella drehte ſich zur Antwort nur im Bette um. „Erkälte Dich nur nicht,“ meinte ſie nach einiger Zeit.

Ruth hielt es nicht länger allein aus. Sie huſchte durchs Zimmer zur Couſine. Sonderbar genug ſah ſie aus die kleine Perſon in dem ſchlohweißen Nachtgewand, das unten den Anſatz ihrer dünnen Waden blicken ließ. Halb Kobold, halb Engel war ſie, mit den verfitzten Geſichtszügen, die den Eindruck hervorriefen, als ſeien ſie urſprünglich ſchöner geplant geweſen.

Ihr Zopf war aufgegangen, weil ſie ihn wie gewöhnlich zur Nacht nur flüchtig gemacht hatte, das braune Haar fiel ihr in Strähnen vom Scheitel, ſie mußte es häufig über die Schulter zurückwerfen, damit es ihr nicht vor das Geſicht komme.

Jetzt beugte ſie ſich über die Couſine und zog ſie an der Hand. „Ella, Du mußt wirklich ans Fenſter kommen. Sieh nur einmal raus.“

„So ein Unſinn!“ meinte Ella, erhob ſich aber doch, holte ihre Schlafpantoffeln hervor, nahm eine Bettdecke über ihre großen Glieder und trat ans Fenſter.

„Sieh nur den Mond — und das Waſſer. —

Iſt das nicht entzückend?“ ſchwärmte Ruth. „Findeſt Du nicht?“

„Ja, ja — es iſt ganz ſchön.“

„Ach, Ella, wie proſaiſch Du biſt! Du ſollteſt doch ſchwärmen, gerade Du — jetzt —“

„Etwa, weil ich verlobt bin?“

„Natürlich! — Ich verſtehe Euch Beide gar nicht. Ein Brautpaar habe ich mir wirklich ganz anders vorgeſtellt. Ich — nun — ich weiß jedenfalls ſoviel, daß ich anders ſein würde als Braut.“ ſagte Ruth und warf ihr Haar mit einer kurzen ungeduldigen Bewegung über die Schulter.

Die beiden Mädchen lehnten eine Zeit lang ſchweigend am Fenſter. Die Schäfchenwolken hatten inzwiſchen den Mond eingeholt. Jetzt ſah es aus, als ſchwämme er durch ſie hindurch. Sein Licht wurde durch dieſen matten Schleier nicht getrübt, nur einen breiten Strahlenrand erhielt er.

Ruth ſeufzte und blickte nachdenklich dem Naturſchauſpiel zu, dann ſtützte ſie ihren kleinen Arm mit dem ſpitzen Ellbogen auf Ellas breiten Rücken. Die große blonde Perſon hatte ſchon einige Male verſtohlen gegähnt, jetzt meinte ſie: „Es wäre nun wirklich Zeit, ins Bett zu gehen. Den Mond haben wir genug angeſchwärmt, dächte ich.“

„Ach nein, nein Ella, noch nicht! Ich halte's heute im Bette nicht aus.“

„Was iſt nur wiedermal mit Dir los?“

„Ach, Ella, ich möchte Dir ſo gern was ſagen. Wenn ich mich nur nicht ſo furchtbar ſchämte.“

„Ach Gott, Kind — ich weiß es ja längſt.“

„Wieſo — was denn?“

„Du biſt verliebt.“

„Ella!“ —

„Wenn Du Dir einbildeſt, das merke man Dir nicht an.“ —

„Ach Ella, weißt Du denn aber auch in wen?“

„Komiſche Frage! Wer iſt denn hier von Herren außer meinem Vater und meinem Bräutigam und —“

„Sag's nicht!“ rief die Kleine und hielt der Großen die Hand vor den Mund. „Ach Ella, Ella!“ rief ſie dann, und drückte ſich an die Andere, den Arm inbrünſtig um ſie ſchlingend. „Ob er —“ ſie ſtockte, ſtand wie mit Blut übergoſſen, zitterte und rief ſchließlich mit verzweifelter Miene: „Ich bin zu dumm!“

Beide ſchwiegen eine Weile. Dann räuſperte ſich die Blonde, ſie ſchien ſich in der Zwiſchenzeit etwas überlegt zu haben. „Du, höre mal, Ruth!“ ſagte ſie.

„Ja, Ella — was?“

„Ich glaube, Benno hat Schulden.“

Die Andere ſtarrte ſie verwundert mit ihren runden Vogeläuglein an. „Schulden!“

„Ja, mein Vater machte neulich eine Bemerkung darüber.“

Ruth ſchüttelte den Kopf, als wollte ſie ſagen: „Was geht mich das an.“

„Nun ja doch, ich wollte das nur erwähnt haben.“

„Schulden?“ fragte Ruth nach einiger Zeit. „Kommt das nicht ſehr häufig vor?“

„Aber bei ihm ſind ſie beträchtlich, und er hat deshalb ſeinen Abſchied nehmen müſſen. — Ich wollte Dich nur gewarnt haben.“

Wieder blickten die Mädchen in die Nacht hinaus. Unten ſchlich jetzt eine ſchwarz und weiß gefleckte Katze über den Raſenplatz. Einen Augenblick machte ſie Halt, ſaß umfloßen vom Silberlichte, putzte ſich und verſchwand dann im Dunkel eines Bosketts.

Nach einiger Zeit eröffnete Ruth wiederum das Geſpräch: „Wie war denn das eigentlich Ella, als Ihr Euch verlobtet — warſt Du ſehr aufgeregt als er Dich fragte?“

„Matthias hielt natürlich bei meinem Vater um mich an.“

„Aber ich habe doch nun keinen Vater. — Wie — denkſt Du —“ ſie ſtockte, dann ſchmiegte ſie ſich

eng an die Blonde und flüsterte ihr ins Ohr: „Ella — bitte — hat er Dich gleich geküßt?“

„Nein, wirklich, Ruth, Du stellst zu tolle Fragen. — Ich gehe jetzt zu Bett.“

„Ach, Ella, Du bist so kalt. — Ich begreife Dich nicht.“

Die Blonde verließ das Fenster, und begab sich in ihr Bett zurück.

Eine Weile blieb die Kleine noch am Fenster stehen, das Köpfchen gegen den Fensterstock gedrückt, die zarte, weiße Kindergestalt in Mondlicht gebadet.

„Hu — Ella!“ schrie sie plötzlich.

„Was giebt's denn?“

„Eine Fledermaus.“

„Siehst Du! mach Du nur das Fenster zu.“ Ruth that, wie ihr geheißen. Dann schlich sie sich ins Bett. Noch einige tiefe Seufzer ließ sie hören und schlief ein.

* * *

Zur nämlichen Stunde dieser Sommernacht saßen in einem andern Zimmer des Schlosses zwei junge Männer bei einander.

Auf dem Tische vor ihnen standen leere Bierflaschen, eine brennende Kerze, Aschenbecher. Zum offenen Fenster hinaus zog der Cigarrenrauch in dichten weißlichen Schwaden.

Sie hatten von Jagd geſprochen, denn Matthias war ein großer Jäger vor dem Herrn, und auch Benno zählte zu den Sportsmen; allerdings hatte ſein Revier bisher mehr auf dem Turf als im Walde gelegen.

Matthias erzählte eben die Geſchichte eines Pirſchganges auf Rehwild, die kein Ende zu haben ſchien. Daß der Andere kaum auf ihn hörte, bemerkte der Erzähler nicht. Als der angeſchoſſene Rehbock endlich aufgefunden war und den Fangſchuß bekommen hatte, ſchwieg Matthias und ſetzte ſeine Cigarre, die ihm während der Jagdgeſchichte ausgegangen war, wieder in Brand.

Eben wollte er von neuem anheben — diesmal kam das Schwarzwild an die Reihe — aber Benno ſchien ein anderes Thema mehr am Herzen zu liegen. Er ſtrich über ſeinen langen blonden Schnurrbart, hüſtelte und ſagte mit ſchnarrender Stimme, die den Kavallerieexerzierplatz noch nicht vergeſſen zu haben ſchien: „Du, die kleine Dingsda — na, wie heißt ſie doch gleich? — Ruth meine ich — iſt eigentlich ein ſonderbares Mädel.“

„Sonderbar — wieſo?“

Benno gab auf dieſe Frage keine Antwort. Er hatte auf einmal Not mit ſeiner Cigarre. Nachdem er ſie in Zug gebracht und ſich geräuſpert hatte, meinte er: „Sage mal, weißt Du was näheres über ihre Verhältniſſe?“

„Sie iſt reich.“

„Ach Du, das wird neuerdings von jedem Mädel geſagt, die nur halbwegs ein Paar Groſchen hat. Nirgends wird ſo übertrieben wie darin. Eine koloſſale Partie heißt's, und wenn man ſich hinterher den Schaden beſieht, dann ſind's eben ſoviel Nickel, wie 's erſt Thaler geheißen hat.“

Bennos Mienen hatten während er dies ſagte den Ausdruck moraliſcher Entrüſtung angenommen, dann ſtreckte er ſeine langen Beine weit von ſich, legte den Kopf nach hinten über die Stuhllehne, die Hände gefaltet darunter, und ließ den Rauch in gleichmäßigen Ringen zur Decke ſteigen,* ſo daß ein Ring immer den anderen einholte und verſchlang; eine Kunſt, in der er ſeit geraumer Zeit excellierte.

„Na, die kleine Ruth hat aber wirklich ganz nettes Geld;“ meinte Matthias.

„So — weißt Du was Näheres?“

„Ellas Vater erwähnte es neulich mal, und der muß es doch ſchließlich wiſſen, als ihr Onkel.“

Der Andere ließ Ringe Ringe ſein, ſetzte ſich auf und fragte: „Na — und was hat der geſagt?“

„Dreimalhunderttauſend bar.“

„Dreimalhunderttauſend M?“

„Ja!“

„Soo! —“ Benno hatte eine haſtige Bewegung mit der Hand, die er jedoch ſchnell unterdrückte. Er

* Ringe blasen, ~~ist~~ die Cigarre im Munde — das wäre wirklich eine Kunst.

ließ ſich in den Stuhl zurückſinken und that ganz ſchnell hintereinander einige Züge.

„Du“ hob er dann wieder an. „Was ſagſt Du eigentlich dazu? Sprich ganz offen.“

„Na — zunächſt — hübſch iſt ſie nicht.“

„Das iſt richtig.“

„Und dann — etwas komiſches hat ſie auch. Sowas überſpanntes möchte ich's nennen. Mein Geſchmack wäre ſie nicht.“

Es entſtand eine Pauſe.

Nach einiger Zeit räuſperte ſich Benno „Du — Es können ſchließlich nicht alle Frauenzimmer ſchön ſein — und — geradezu häßlich iſt ſie doch am Ende auch nicht — was?“

„Hm — die Geſchmäcker ſind eben verſchieden.“

„Das Ueberſpannte könnte man ihr ſchließlich abgewöhnen. Weißt Du, ſie iſt noch ſehr jung, Matthias.“

„Du ſcheinſt ja große Luſt zu haben.“

„Rätſt Du mir ab?“

„Durchaus nicht; ich wundre mich nur, denn bisher haſt Du ſie doch eigentlich koloſſal geſchnitten.“

„Ja, natürlich — weißt Du, das hatte ſeinen beſonderen Grund. Eigentlich intereſſierte mich das Mädel ja ſchon immer. Aber man darf ſich nicht zu empreſſiert zeigen. Verſtehſt Du?“

„Hm“ machte der Andere nur. Benno rückte

unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her, er hatte das Rauchen ganz vergeſſen.

Matthias ſchien der Fall offenbar wenig zu intereſſieren. „Na, nun könnten wir aber auch zu Bette gehen," meinte er. „Kommſt Du morgen früh mit auf den Enteneinfall?"

„Nein — Du, das kannſt Du unmöglich verlangen."

Matthias wollte ſich erheben. „Warte mal blos einen Augenblick," fing Benno wieder an. „Ich wollte Dich noch was fragen. Weißt Du, ſo blos des Geldes wegen würde ich niemals heiraten. — Ich halte das für unfair — geradezu. Aber wenn man's vereinigen kann, ich meine, Vermögen und — Neigung, will ich's mal nennen — warum ſollte man das nicht — nichtwahr?"

Matthias machte eine Kopfbewegung, die als Zuſtimmung gelten konnte.

„Geldheiraten laufen außerdem manchmal viel beſſer ab als die ſogenannten Neigungspartieen — nichtwahr?"

Matthias nickte wiederum.

Sichtlich ermutigt fuhr der andere fort: „Alſo ſie hat dreimalhunderttauſend Mark; das weißt Du genau?"

„Wozu ſollte mich denn mein Schwiegeralter belügen?"

„Das iſt wahr. — Alſo dreimalhunderttauſend. — — Sieh mal, Matthias, Du kennſt ja meine Verhältniſſe. Die Schulden, die ich unbedingt bezahlen muß, betragen rund gerechnet, Sechzigtauſend Mark. Ich hab's mir neulich überſchlagen." — Er holte ein Notizbuch aus der Bruſttaſche, das er öffnete und vor ſich auf den Tiſch legte. „Alſo die ſechzigtauſend gingen zunächſt ab." Er griff zum Bleiſtift und machte Notizen. „Bleiben zweimalhundertundvierzigtauſend Mark, zu vier Procent giebt — ſagen wir, zehntauſend Mark im Jahre. — Damit kann man zur Not auskommen. — Was meinſt Du? — Einſchränken wird man ſich freilich müſſen. — Weißt Du, man könnte ſich auch vielleicht ankaufen. Der Reſt der Kaufſumme bleibt als Hypothek auf dem Gute ſtehen. In Grund und Boden iſt das Geld ſchließlich doch am ſicherſten angelegt und es iſt auch das anſtändigſte. — Was meinſt Du?"

Matthias konnte vor Gähnen kaum antworten. „Ja — jawohl! Jetzt gehe ich zu Bett. Du gehſt alſo nicht mit auf Enten? — Ich bringe Dich ſicher zum Schuſſe."

„Nein!"

„Schlappier!"

„Du, ich habe beſſeres vor, als Enten ſchießen. Morgen will ich anhalten." —

Kamerad und Genosse.

Auf der Königsstraße wurde ein Neubau aufgeführt. Die Arbeit sollte beschleunigt werden; zwanzig neue Arbeiter waren auf einmal angenommen worden.

Polier Sturm hatte drei von den Neuen zugewiesen bekommen, als Handlanger. Mit verdrießlicher Miene musterte der Polier die drei Gestalten; sie sahen nicht aus, als ob ihnen die Arbeit besonders flott von der Hand gehen würde. Den einen erkannte Sturm mit Kennerblick als Gewohnheitstrinker, der zweite war bleich wie Leinwand, er kam aus dem Krankenhause, oder aus dem Gefängnisse. Der Dritte, ein älterer Mann, langaufgeschossen und hohlwangig, mit blödem Gesichtsausdruck, sah aus, als habe auch er allzu häufig Trost bei der Schnapsflasche gesucht.

Sturm musterte ihn schärfer. Beim Anblick dieser großen Gestalt dämmerte eine Erinnerung in ihm auf, aus ferner Zeit.

Ein Name drängte sich ihm unwillkürlich auf die Zunge: „Schulpe!“

In den stumpfen Augen des Anderen blitzte etwas wie Erstaunen auf. Mit offenem Munde starrte

er den Polier für Augenblicke an, bis sein mattes Gedächtniß das Richtige aus tiefem Schacht ans Licht gefördert hatte.

„Aujust Sturm!“ rief er.

Der Polier schüttelte dem Handlanger kräftig die Hand. Wo zum Teufel hatte jener denn gesteckt all die Jahre über — daß er überhaupt noch lebte — jünger sei er allerdings nicht gerade geworden — u. s. w. —

Der Polier unterdrückte in der Wiedersehensfreude das Ueberlegenheitsbewußtsein seiner Stellung; ein gewisses Gefühl des Behagens überkam ihn dieser Jammergestalt gegenüber. Schulpe war sein Altersgenosse, sie waren gleichzeitig als Rekruten eingetreten, runde zwanzig Jahre war's jetzt her. Da hatte er, der Polier Sturm, es doch weiter gebracht. Mit den Lumpen des Anderen verglichen, war seine Kleidung vornehm zu nennen. Seit acht Tagen mochte sich Schulpe nicht mehr rasiert haben, statt eines Hemdkragens trug er ein zerschlissenes Halstuch, auf dem Kopfe saß ihm eine uralte Militärmütze, deren ehemals roter Streifen jetzt die Farbe des Lehmes zeigte. Das Messer mußte dem Armen hart an der Kehle sitzen.

Eine Art Mitleid mit dem alten Regimentskameraden und Kriegsgefährten überkam den Polier. Er beschloß, die Sonne seiner Gnade über dem Handlanger leuchten zu lassen: Als er die Leute jetzt zur

Arbeit anſtellte, bediente er ſich Schulpe gegenüber eines mild väterlichen Tones, der ſonſt nicht zu ſeinen Angewohnheiten gehörte. —

Wie die Menſchen doch auseinanderkommen im Leben. Mit dem Handlanger da war Sturm in dickſter Freundſchaft geweſen, bei der Kompagnie. In der Größe wenig verſchieden, hatten ſie nur zwei Rotten von einander geſtanden im erſten Gliede. Vielleicht ſtammten die Kugeln, welche Beide getroffen, aus ein und derſelben Mitrailleuſe. — Auf einem Haufen hatten ſie dagelegen: der Lieutenant, der Feldwebel und fünf Mann, tod oder ſchwer verwundet. Die Verwundeten waren ins große Lazarett nach Verſailles geſchafft worden; dort ſtanden Sturms und Schulpes Betten nebeneinander.

Sturm war durch und durch geſchoſſen; die Kugel hatte die linke Lungenſpitze leicht geſtreift. Schulpe war nicht ſo ſchwer bleſſiert — mit einer Fleiſchwunde im Oberſchenkel war er davon gekommen.

Schulpe wnrde auch zeitiger hergeſtellt. Er verließ das Lazarett, um in die Heimat zurückzukehren, während Sturm bis über den Friedensſchluß hinaus liegen blieb. Seit dieſem Abſchied in Verſailles hatten ſich die Beiden nicht wieder geſehen.

Schulpe war ein Bauernſohn aus dem Havelland; er hatte ſeinen Extrarock beſeſſen beim Militär. Sturm, einer der ärmſten Schlucker bei der Companie, entſann

ſich, mit gemiſchten Gefühlen, wie oft ihm jener damals Geld vorgeſchoſſen hatte, das niemals wiedergegeben worden war. — Sie waren die flotteſten Kerle bei der Kompagnie geweſen und hatten mancherlei gemeinſam „ausgefreſſen“. Beſonders am Sonntage war Sturm immer gern mit dem Bauernſohne ausgegangen, der ſtets ein wohlgefülltes Portemonaie in der Taſche führte.

Was war aus dem fixen ſtrammen Burſchen von damals geworden, hinter dem die Mädel herwaren? — Nach halbſtündigem Ziegelreichen zitterten ihm die Hände ſo ſtark, daß der Polier ihn ablöſen und mit dem Halten der Meßkette beauftragen mußte.

Sturm benutzte die Gelegenheit, den alten Kameraden auszuforſchen. Schulpe zeigte ſich anfangs verlegen und ſtumpf. Allmälich ging er mehr aus ſich heraus. Das väterliche Bauerngut war längſt unter dem Hammer fortgegangen. Ihm ſelbſt hatte man übel mitgeſpielt. Daß er ſo herabgekommen, ſei nicht ſeine Schuld, man hatte ihn betrogen, mißhandelt, vergewaltigt in jeder erdenklichen Weiſe.

Sturm ſpitzte die Ohren. Schulpes Reden ließen vermuten, daß jener zu den „Genoſſen“ gehöre, wie er ſelbſt. Der Polier hatte in Parteiſachen eine äußerſt feinſpürende Naſe. Er ſah den Handlanger jetzt mit ganz anderen Augen an, als zuvor, mit mehr Intereſſe — mit einem Gefühl der Zuſammengehörigkeit, das über die Kameradſchaft hinausging. —

Sturm war Sozialdemokrat aus Überzeugung ſchon ſeit Jahren. Er trat nicht beſonders hervor in der Bewegung, da ihm die Gabe, öffentlich zu ſprechen, nicht eigen war. Aber die Genoſſen wußten, was ſie an dieſem ernſten, wortkargen Manne hatten, und die Führer hielten große Stücke auf ihn. Bei Wahlen z. B. war er unbezahlbar, keinen energiſcheren Schlepper konnte es geben, als den Polier Sturm. Er vergaß den Sozialdemokraten niemals, wie mancher andere minder zielbewußte Genoſſe; jede Perſon, jede Sache ſah er daraufhin an, ob aus ihr Kapital für die Partei zu ſchlagen ſei. — —

Als es Mittag war, forderte Sturm den ehemaligen Kameraden zu einem gemeinſamen Bummel auf. Er that das nicht ohne beſtimmte Abſicht; es galt den Handlanger zu ſondieren auf ſeine politiſche Überzeugung hin.

Sturm, der etwas auf ſeinen äußeren Menſchen hielt, hatte einen ehemaligen Sonntagsrock mit an der Arbeitsſtätte, den er jetzt anzog; dem Handlanger borgte er den eigenen abgelegten Arbeitsrock, der wenigſtens keine Löcher hatte. Mit einem zerlumpten Menſchen ſich in den Straßen zu zeigen, das verbot ihm das Selbſtbewußtſein.

Sie ſchritten über den Schloßplatz und die Schloßfreiheit den Linden zu.

Vor der neuen Wache trieben ſich zahlreiche

Sonnenbrüder umher; die meiſten von ihnen hatten einmal in des Königs Rock geſteckt, jetzt blickten ſie ſpöttiſch ingrimmig und doch mit geheimem Neid auf die friſchen Jungen, die eben zur Ablöſung antraten.

Der blutjunge Lieutenant, mit einem Milchgeſichte, um Kopfeslänge kleiner als der Flügelmann, eilte mit leichtem Schritt die Front herab, corrigirte hie und da mit hellem Stimmchen und wies einen allzu dreiſt ſich vordrängenden Bauch mit kräftigen Ausdrücken in die Linie zurück.

Sturm und Schulpe kamen in dieſem Augenblicke vorbei. Unwillkürlich blieb der Polier ſtehen und folgte dem Vorgang mit Aufmerkſamkeit.

Von der Friedrichsſtraße herauf ertönten jetzt die Klänge des Pariſer Einzugsmarſches.

Ueber dem Palais wehte die Purpurflagge, an der oberſten Spitze des Maſtes, ſonnenverbrämt, in ſteifer Nordoſtbriſe.

Am Denkmale Friedrichs des Großen ſtand ſchon die Menge, auf dem Bürgerſteige rechts und links ſtieß und drängte man ſich; in Aller Mienen ſpiegelte ſich Erwartung. Hie und da über dem dunkeln Gewühl blitzte die Pickelhaube eines Schutzmanns auf.

Jetzt ſetzte die Muſik aus, und die Spitze der Truppe ſchwenkte um die Friedrichsſtraßenecke. Hell glänzten Helmſpitzen und Gewehrläufe in der Mittags-

ſonne. Wie eine bunte Schlange ſtieß die Abteilung durch die ſchwarze Menſchenmenge nach vorwärts.

Der Verkehr drohte zu ſtocken. Die Schutzleute hatten Mühe, dem Verkehr eine Gaſſe offen zu halten. Nach dem Eckfenſter des Palais waren aller Augen gerichtet.

Jetzt flog der Taktierſtock des Kapellmeiſters in die Höhe, die Muſik ſetzte kräftig ein und mit Augen rechts marſchierte die Abteilung heran.

Da erſchien hinter dem Fenſter ein mildes Greiſenangeſicht von weißem Haupt und Barthaar ehrwürdig umrahmt.

Nicht viele Hüte blieben in dieſem Augenblicke auf den Köpfen. Ein Hurrah brauſte durch die Lüfte, in das ſich kein unreiner Ton zu miſchen ſchien. Und noch ein Hurrah, und noch eins, aus tauſend Kehlen.

Nach mehrfachem, freundlichen Neigen verſchwand das greiſe Haupt vom Fenſter. —

Schulpe hatte ſeine ſchmutzige Militärmütze vom Kopfe genommen; er hielt ſie noch eine ganze Weile, verwirrt nach dem leeren Fenſter ſtarrend, in den zitternden Händen.

Auch Sturm hatte an ſeinem Hute gerückt, mit düſtrem Geſichte. Es war ſo eine geheime Macht in ihm, von der er ſich keine Rechenſchaft zu geben vermochte, die beim Anblick dieſer Herrſchergeſtalt ſeine widerwillige Hand an die Hutkrempe zwang. —

Jetzt schritten die Beiden die Linden hinab auf dem Mittelgange, anfangs wortkarg. Sturm mußte das Gefühl eines Widerspruchs in sich verarbeiten. Aber allmählich trat der empfangene Eindruck zurück; Sturm entsann sich des eigentlichen Zweckes seines Ganges mit Schulpe. Er steuerte auf die nächste leere Bank zu, auf der man Platz nahm.

Mit erzwungener Kordialität erkundigte sich der Polier nach den Lebensschicksalen des ehemaligen Kameraden.

Schulpe fing an zu erzählen, stoßweise — unzusammenhängend.

Ein paar Jahre hatte er auf dem väterlichen Bauerngute gewirtschaftet, nach dem Feldzuge. Die frühere Geliebte aus der Militärzeit war seine Frau geworden. Aber es reichte nicht — vom Vater hatte er Schulden übernommen, er mußte noch mehr Geld aufnehmen, und eines Tages hatten ihn die Gläubiger runtergebracht von seinem Eigentum. Da lag er mit seiner Familie auf der Straße.

Sturm nickte beistimmend mit verbissener Miene. Das sah ihnen ähnlich, der Kapitalistenklasse. Alle waren sie darin einig: Großgrundbesitzer, Fabrikant, Fürst und Beamter, auf dem kleinen Mann herumzutrampeln mit Füßen. — Aber nur weiter! Der Andere hatte offenbar noch mehr erlebt.

Schulpe war nicht an zusammenhängendes Denken

und Sprechen gewöhnt. Er marterte und quälte ſich hülflos, um den Faden aufzufinden, an dem ſeine Lebensjahre aufgereiht waren. Dieſes und jenes Bild tauchte aus grauem Nebel vor ihm auf, und mit ſtammelnder Rede ſuchte er dem Genoſſen das Erlebte mitzuteilen. —

Die Frau war tot. Acht Kinder hatten ſie zuſammen gehabt, davon lebten noch fünf. Aber nur von dreien konnte er angeben, wo ſie ſich gegenwärtig aufhielten.

Geſeſſen hatte er auch, im Gefängniß. Sturm horchte auf. Weshalb! Was hatte er verbrochen? Schulpe gab einen verworrenen Bericht. „Widerſtand jegen der Staatsjewalt“, des Wortes wußte er ſich noch aus der Verhandlung zu entſinnen. Sie waren ihrer ſechs geweſen, die gleichzeitg abgefaßt und abgeurteilt wurden. Er war nur ſo „'nein gekommen“, ohne zu wiſſen warum. Ein halbes Jahr hatte er „wegjemacht“.

Sturm betrachtete den Anderen mit wachſendem Intereſſe. Auch er hatte die Schneidigkeit des Sozialiſtengeſetzes am eigenen Leibe erfahren.

Der Polier wußte genug. Schulpe war ein Geſinnungsgenoſſe.

Sturm fing nun ſeinerſeits an, ſich zu entpuppen, als Vertrauensmann der Partei. Er nahm den von Auswärts erſt vor Kurzem zugereiſten Schulpe ſofort für die Berliner Bewegung in Beſchlag, nannte ihm

die Namen der hervorragendsten Genossen, gab ihm die Lokale an, wo man sicher war, nur eingeschworene Leute zu treffen. —

Von der Wache am Brandenburger Thor her ertönte jetzt ein rasselnder Trommelwirbel. Schon wieder ein Fürst! — Sturm zuckte die Achseln und blickte voll grimmiger Verachtung auf die Menschen, welche von der anderen Straßenseite quer über die Linden gestürmt kamen, um das Schauspiel ja aus nächster Nähe sehen zu können.

„Fritze kommt!“ rief einer aus der Menge.

Jetzt litt es die Beiden doch nicht länger auf der Bank. Da standen sie dicht an der Eisenbarriere, die Hacken an einander, unbeweglich, mit Augen rechts, die beiden langen Kerle von der ersten Compagnie, wie vor zwanzig Jahren.

Der Wagen kam den gepflasterten Fahrdamm herauf. Ein Paar weitausgreifende Trakehner vor der offenen Kalesche, auf dem Bocke flatterte der schwarzweiße Federbusch.

Wie eine Vision flog's vorüber. Im Wagen eine kraftvolle Gestalt, im Militärmantel. Ein männlich schönes deutsches Gesicht im braunen Vollbart, mit hellen Idealistenaugen.

Der leichte Gruß einer weißen Hand an der Feldmütze winkte zu den beiden Langen herüber.

Die nämliche Hand hatte dem damaligen Gardisten

Sturm im Lazarett von Verſailles das eiſerne Kreuz auf das grobe Leinewandhemd gelegt.

„Du, Aujuſt, weeßt noch?“ — meinte Schulze und ſtieß den Polier an, während ſie noch da ſtanden und dem Wagen nachblickten.

Freilich wußte er 's noch. Jedes Blickes, jeder Bewegung des Kronprinzen, wie er damals an ſeinem Lager geſtanden, entſann er ſich. Die Worte, die er zu ihm, dem Schwerverwundeten geſprochen, wußte er wörtlich auswendig.

Sturm beſaß das eiſerne Kreuz noch, obgleich er es nicht mehr anlegte. Aus dem Kriegerbunde war er ausgetreten; die Stelle des ſchwarz-weißen Bändchens nahm jetzt die rote Kokarde ein. Er hob das Kreuz und die Kriegsdenkmünze ſorgfältig auf, und es kam vor, daß er mit den Ehrenzeichen liebäugelte, aber nur wenn er ſich unbeobachtet wußte. —

In dieſem Augenblicke, als die Erſcheinung des Kaiſerſohnes überraſchend an ihm vorüberflog, ihn an große Stunden ſeines Lebens erinnernd, war Sturm alles andere, als ein klaſſenbewußter Genoſſe, für den er allgemein in der Partei galt. —

Sie ſetzten ſich nicht wieder, ſondern gingen langſam die Linden hinab, dem Denkmal des alten Fritz zu.

Sturm war einſilbig geworden. Mit verdroſſener Miene, wüthend auf ſich ſelbſt, blickte er nach rechts und links.

Drüben an den glänzenden Schaufenſtern vorbei ſchlenderten Geſtalten in hellen Ueberziehern, blanke Cylinder auf den Köpfen. Dazwiſchen bunte Damenkleider, Sonnenſchirme in grellen Farben, Hüte mit Blumen- und Federſchmuck. Wagen auf Wagen rollte dem Thiergarten zu. Wohlgenährte Geſtalten, bequem zurückgelehnt in die Kiſſen.

Die Bourgeoiſie entfaltete wieder einmal die ganze kernfaule Pracht ihres protzigen Reichtums. —

Geſenkten Blickes ſchritt Sturm weiter, dem Palais, dem Zeughaus, dem Schloſſe vorbei. Sie näherten ſich der Bauſtätte. Die Zeit kam heran, wo es galt, den Arbeitskittel wieder anzuziehen.

Vorher ging's noch in die Deſtillation an der Ecke.

Sturm gehörte nicht zu den Trinkern, er war ein durchaus nüchterner Mann, und zudem hatte er eine ſtarke Familie zu ernähren, da blieb kein Geld zu ſolchen Sachen übrig.

Aber heute dachte er daran, wie ihn vor zwanzig Jahren der Mann, der jetzt gebrochen und hohlwangig neben ihm herſchwankte, in der Kantine auf ſo manche Halbe geſtoßen hatte.

Eine Regung alter Kameradſchaft kam über ihn, und mit Verwunderung hörten die in der Deſtillation verſammelten Maurer, wie der Herr Polier Sturm für ſich und den ſchäbigen Handlanger zwei Schnäpſe beſtellte.

Sachsengängen.

Ueber der Landſchaft lag ein dichtes Nebeltuch, das ſich emporheben zu wollen ſchien; es wogte und flatterte, aber der Boden hielt es feſt. Nur das, was hoch war, ragte aus dem dampfenden Meere hervor: die Kronen der Bäume, die Spitzen der Telegraphenſtangen längs der Chauſſee und alles weithin überblickend die rote Eſſe der Brennerei.

Noch war die Sonne nicht herauf, aber der öſtliche Himmel ging ſchon vom ſtumpfen Nachtgrau in flimmerndes Gelb über, mattroſa Streifen miſchten ſich darunter. In der milden Sommernacht war ein kurzer Schauer niedergegangen, noch nicht einmal ſoviel, um den Staub der Landſtraße zu löſchen. Jetzt, ganz unvermittelt, für einige Minuten, trat Kälte ein. Die Vögel wurden unruhig, ſie fuhren ärgerlich zwitſchernd aus den Baumkronen, und ſtießen in die Luft, ungeduldig und zwecklos; denn noch ſchwärmten keine Mücken. Von der Brennerei her ertönte ein verſchlafener Ton der Eſſe.

Jetzt rötete ſich eine kleine Wolke unverſehens, die hoch im Zenithe des Himmels trieb. Wie ein

roſiger Säugling lag ſie da im blauen Himmelbette, der ſich erwachend behaglich ſtreckt und dehnt, dann verzerrte ſich das Wolkenkind unwillkürlich und wuchs in eine andere Geſtalt aus.

Das Nebeltuch wallte unruhig auf und ab, an einigen Stellen wurden Zipfel wie von unſichtbaren Händen nach oben gezogen. Mehr und mehr traten Häuſer und Bäume in groben Umriſſen heraus, wie große dunkle Thiere. Die Spitze eines Blitzableiters erglänzte plötzlich ſcharf, einige Fenſter erglühten, als ſei Feuer im Hauſe, und die Sonne brach hervor blutrot hinter Vorhängen von Dunſt und Nebelſchwaden.

Die weißgrauen Wogen quirlten durcheinander; der Boden ſchluckte ſie ein, die Luft ſog ſie auf. Auf einmal lag die Welt wie reingefegt, blank und klar bis an den ſcharfen Rand des Horizonts. Weißglühend funkelte die Sonne über dem Bilde und ſtrahlte ſich in Millionen Tropfen wieder. Hie und da im Geäſt der Bäume hing noch ein weißer Fetzen ſchnell verdunſtend. Aus den Furchen der Kartoffelfelder zog ein feiner Dampf ab, wie aus unterirdiſcher Küche.

Frei und ungehindert konnte der Blick nunmehr überallhin wandern. Keine Berge ſtellten ſich dem neugierigen Auge hindernd in den Weg, keine Felswände und Wälder. Eine weite Ebene dehnte ſich ringsum, glatt wie die Wüſte, aber fruchtbarer als dieſe.

Kein Fleckchen unbenutzt. Feld an Feld, unverraint, eins in das andere übergehend. Korn, das vor kurzem abgeblüht hatte, Weizen, Kraut, Kartoffeln in der Blüte, Hafer, der schon Ährenansätze zeigte. Lange, grüne Parallelstreifen auf schwarzem Grunde: ein Zuckerrübenfeld. Alles gradlinig, abgegrenzt, in großen Vierecken ausgelegt. Hier gab's keine kleinen Leute: Halbbauern, Gärtner, Häusler, mit ihrer verzwickelten Feldwirtschaft, wo jeder auf einem Morgen fünf und mehr verschiedene Früchte baut. Hier war großer Grundbesitz, das war zu erkennen, kein Schlag unter einem Hektar.

Die eintönige Fruchtbarkeit der Felder wurde unterbrochen von einem Gebäudekomplex, der breit in einer Bodensenkung lag. Ziegeldächer über weißen Mauern, auf dem Mittelbau der Glockenturm mit grüner Haube und einem weithin leuchtenden Zifferblatt. Halb verhüllt war der Häuserhaufen von Laubkronen, die Brennereiesse reckte sich mitten heraus. In das Gehöft lief die Chaussee in schnurgrader Linie, mit sorgfältig gehaltenen Gräben, Schleußen und Kilometersteinen. In peinlicher Regelmäßigkeit lagen Haufen klargeschlagenen Basalts sargförmig aufgeschüttet, fertig zum Straßenschutt. Über den Straßenbäumen zog sich der Telegraphendraht von Stange zu Stange. Die Obstbäume waren in tadellosem Zustande, bis zu den Kronen

hinauf angeſtrichen gegen Haſenfraß und Inſekten, alle Bäume mit breiten Keſſeln verſehen. Kleine Gräben führten den Stämmen das Straßenwaſſer zu. Der Sommerweg an der Seite war mit gelbem Sande friſch befahren.

Am Glockenthurm ſchlug es jetzt fünf Uhr. Von dem Gehöfte her kamen Menſchen langſam die Chauſſee herauf, ein ganzer Trupp, Feldarbeiter.

Um die Schönheit der erwachenden Natur kümmerten die ſich nicht, ſie hörten nicht auf die kleine Lerche, die ſich jetzt aus dem Kleefelde zum milchweißen Himmel emportrillerte; die Augen auf den Staub der Landſtraße gerichtet, ſo ſchritten ſie dahin.

Alte gebeugte Männer, ausgemergelt, mit kleinen blinzelnden Augen und weißen Bartſtoppeln auf der braunen Haut. Dann jüngere, manch ein Branntweingeſicht darunter, einzelne mit Militärmützen, hie und da eine Tabakspfeife. Zahnloſe Weiber mit pergamentener Haut, ſchwieligen Fäuſten, mageren, braunen, verſchrumpelten Armen, plump und breitbeinig, mit vorgebeugtem Oberkörper marſchierend, halb männlich in ihren Kleidern, nichts liebliches, weiches, ſchmückendes — der letzte Reſt weiblicher Zartheit vernichtet durch die Arbeit.

Es waren Sachſengänger. Von Poſen, nahe der ruſſiſchen Grenze waren ſie bis weſtlich der Elbe gezogen auf Sommerarbeit.

An der Spitze marschierte der Vorabeiter, der alte Nowarzyk, ein hagerer Greis, fleischlos, nur Knochen und Sehnen mit braunem Fell überspannt, das von einer alten Trommel genommen zu sein schien, auf eckigen Schultern ein grauschwarz gefiederter Rabenkopf, darin funkelnde Spähaugen. Aus der tief herabgezogenen Mundecke, in einer Zahnlücke, die eigens für diesen Zweck geschaffen erschien, hing ihm die verschmochte Tabakspfeife, gleichsam ein natürlicher Appendix dieses verwitterten Gesichtes.

An dem großen Zuckerrübenfelde machte Nowarzyk Halt, und wies seine Landsleute auf Polnisch an. Hier gab es Arbeit auf viele Tage; das Unkraut schoß bereits stark zwischen den Rüben hervor.

Der Rittergutspächter, der hier wirtschaftete, war einer, der sein Handwerk verstand. Unkraut und Quecken haßte er wie den Tod, und er wußte ihnen zu Leibe zu gehen.

Arbeitskräfte waren in diesem Sommer genug da. Man hatte sich ja nicht weniger als zwanzig Sachsengänger beim landwirtschaftlichen Arbeitsvermittelungsbureau in der Kreisstadt bestellt, und sie waren pünktlich besorgt worden, Männer und Weiber. Die letzteren waren eigentlich noch bequemer, sie bekamen ein Drittel weniger Lohn, schafften beinahe ebensoviel und betranken sich nur äußerst selten.

Man hatte sehr wenig Not mit dieten Leuten, im

allgemeinen waren sie gehorsam und unterwürfig wie die Hunde; kläfften sie einmal, so verstand man es nicht, denn sie sprachen Polnisch. Unterzubringen waren sie leicht, mit den elendesten Winkeln nahmen sie vorlieb, und das Beste von allen, für den Winter brauchte man sie nicht zu behalten und durchzufüttern. Im Herbste, wenn die Ernte herein war und das Feld bestellt, wurden sie entlassen und zurückgeschickt, woher sie gekommen.

Unter den Sachsengängern befand sich auch ein junges Paar. Er konnte noch nicht allzulange vom Regimente los sein: das Rot seiner Militärmütze erschien noch ziemlich frisch. Er mochte für hübsch gelten mit seinem blauschwarzen krausen Haar, dem Schnurrbärtchen über den vollen Lippen und den großen dunklen Augen. Aber diese Augen hatten einen wässerigen Glanz und die mattviolette Tönung der Haut, sowie die schlaffe Nachlässigkeit der Haltung verrieten den Trinker.

Sie gehörte dem seltenen Typus der blonden Polen an. Ihr Haar war fast weißgelb, und die Augen graublau. Sie mußte noch jung sein, und hatte noch nicht alle Reize eingebüßt. Der Sonne, in deren feurigen Strahlen sie täglich viele Stunden arbeitete, zum Hohne, war sie auffällig blaß geblieben.

Auf dem Rücken trug die junge Frau einen kleinen grauen Sack. Man hätte glauben können, es seien

Eßwaren darin, aber die Art, wie ſie das Bündel vorſichtig hütete, ließ ahnen, das es einen Schatz enthalte. Und in der That, wenn man Kinder als einen Segen betrachtet, ſo war dieſe Frau geſegnet; ſie trug einen kleinen Erdenbürger in dem grauen Säckchen.

Das Kind war erſt drei Wochen alt, ein Knabe; ſie hatte es hier geboren.

Als der Herr Pachter zuerſt die hochſchwangere Frau zu Geſichte bekam, war er ſehr ungehalten. Das ſei Betrug von Seiten des Vermittelungsbureaus, meinte er, und wollte ſie zurückſchicken. Aber die Frau flehte und bat, man möge ſie doch behalten; ganz ſchnell abmachen würde ſie's, man ſolle garnichts davon merken, verſprach ſie.

Und ſie hielt ihr Verſprechen; ſchnell und unbemerkt machte ſie's ab. Am Tage vorher noch ſah man ſie bei der Arbeit, kein Arzt, keine Hebamme wurde gerufen. Nur ihre Freundin, die alte Nepomucena ſtanden ihr bei in der ſchweren Stunde. Über den Ställen in einem Bretterverſchlage erblickte der kleine Junge das Licht der Welt, das hier nur durch eine Dachluke ſpärlich eindrang. Stallbrodem und Heugeruch, das war das erſte, was die kleinen Lungen einſogen. Die Kühe unten horchten verwundert auf das fremde quäkende Stimmchen, das durch die Dielenritzen zu ihnen drang.

Wenige Tage nach dieſem Ereigniſſe ging die

junge Mutter ſchon wieder hinaus auf Feldarbeit. Das Kind nahm ſie mit, es wurde dazu in ein Tuch geſchlagen, deſſen Zipfel ſie um den Hals nahm und auf der Bruſt zu einem Knoten zuſammenſchlang. Draußen ward es dann in eine Furche gelegt, oder an den Fuß eines Baumes. Das Tuch wurde über ihm zuſammengeſchlagen gegen Sonne und Fliegen, nur ein kleines Luftloch ließ man offen ſtehn. Und niemand der's nicht wußte, hätte unter dem Häufchen Lumpen ein lebendes Weſen vermuten können.

Das Kind machte wenig Not, es ſchrie nur ganz ſelten. Es äußerte überhaupt ſehr geringe Anſprüche, und zeigte frühzeitig Anlage zum Asketen. Die Nahrung, welche ihm die Mutter bot, verſchmähte der Säugling hartnäckig.

Die Frau rief in der Herzensangſt ihren Schutzheiligen an und verſprach ihm eine Kerze, wenn ſie heimkommen würde im Winter, und die alte Nepomucena verſchrieb einen Kräuterthee; aber beide Mittel verfingen nicht. Der Junge nahm die Bruſt ſelten und dann auch nur auf kurze Zeit. Er nahm ab, das erkannte die Mutter auch ohne Säuglingswage. Mit blutendem Herzen ſah ſie die reiche Nahrung, die ſie ſchuf, nutzlos wegfließen.

Der Kleine wurde von Tag zu Tag ſchwächer und nahm ihr doch ſo viel von ihrer Kraft. Sie ſchleppte ſich nur noch mühſam zur Arbeit, alle Glieder waren

ihr wie zerſchlagen, und doch kam des Nachts wenig Schlaf in ihre Augen.

Dann ſaß Barbara, — ſo hieß die junge Frau, — Stunden lang und wiegte den Kleinen, mechaniſch die Arme auf und ab bewegend. Oft hatte das Kind keinen Schlaf, dann lag es da, die großen ſeelenloſen Augen weit offen, hin und wieder leiſe wimmernd, oder wie erſchreckt zuſammenzuckend.

Was für Gedanken wirbelten da durch den armen öden Kopf der Frau: Gebete, Träume, Sorgen, Erinnerungen.

Dann mitten in der Nacht kam wohl ihr Gatte, branntweinduftend und lallend. Er fluchte und machte ihr Vorwürfe, oder er war zärtlich, und das fürchtete ſie noch mehr. Es durfte nicht ſein; all die anderen Frauen hatten ſie davor gewarnt. Da mochte er ſie noch lieber ſchlagen, wie er's neulich gethan.

Michael hatte ſich ſehr verändert. Was für ein Liebſter war er geweſen. Wie ſchöne Briefe konnte er ſchreiben vom Regimente her, viel beſſer als ſie ſelbſt. Und wenn er auf Urlaub kam, wie feurig war er da, was hatte er für toll verliebte Streiche verübt; die junge Frau dachte mit Wehmut an manche ſüße Schäferſtunde zurück.

Den Säugling im Arme ſaß ſie und ſann und träumte. Durch die Dachluke fiel das Mondlicht und malte ein ſchräges, weißes Viereck auf die

Bretterwand des Holzverſchlages, die Turmuhr auf dem Pachterhauſe beſagte ihr viertelſtündlich, wie langſam die Zeit ſchleiche. Es war nach Mitternacht und Michael noch nicht aus dem Schnapsausſchank zurück, wo er Abend für Abend mit ſeinen Zechgenoſſen ſaß. Die Deſtillation lag auf dem Hofe, ſelbſtgebrannter Fuſel wurde verzapft. Dorthin trug Michael und mancher andere Arbeiter die ſauer verdienten Groſchen.

Wieder und wieder zeigte die Uhr das Ende einer Viertelſtunde mit grauſamer Pedanterie an. Das bleiche Viereck an der Bretterwand war weiter gerückt und verſchwunden, die Kühe unten im Stalle fingen an unruhig zn werden, ſie raſſelten mit den Ketten, und brüllten; der Morgen und die Melkzeit kam heran.

Der Kleine begann zu wimmern, und das magere Köpfchen von einer Seite auf die andere zu werfen. Dieſes Spiel trieb er manchmal viertelſtundenlang. Die Mutter wußte nichts beſſeres, als dem Kinde die Bruſt zu bieten, aber das verzog nur den Mund widerwillig und ſetzte das Hin- und Herwerfen des Kopfes fort.

Barbara weinte. Die Frauen hatten ihr geſagt, ſie müſſe dem Kinde andere Nahrung bieten, da es die ihre verſchmähe. Das kam der Mutter ſo ſchwer an, es erſchien ihr, als ſolle ihr das Kind

genommen und einer Fremden gegeben werden. Aber ſchließlich würde es doch nicht anders werden, ſo ging's nicht weiter, das ſah ſie ja ein. Und ſie dachte mit innerſtem Erbeben an ein Wort der alten Nepomucena, die hatte geſagt; „Auslöſchen wird dir's unter den Händen, wie ein Licht, wenn du ihm nichts zu trinken giebſt.“ Und die alte Nepomucena mußte es am Ende verſtehen; ſieben Kinder hatte ſie aufgebracht, ungezählt, die ihr jung verſtorben waren.

Andere Nahrung — alſo Kuhmilch! Zu bekommen war die ja hier. Täglich wurden Hunderte von Blechkannen nach der Stadt gefahren und auch an Ort und Stelle wurde Milch in kleineren Quantitäten verkauft. Ein halber, ein Viertelliter würde genügen, mit Waſſer verdünnt, ein wenig Zucker hinein — die anderen Frauen hatten ihr ſo geſagt — und das Kind würde die Nahrung gierig annehmen.

Jetzt endlich kam Michael. Er ſtieß zur Begrüßung einige Flüche aus und fiel ſchwer neben ſeiner Frau nieder. Dann huſchelte er ſich in das Stroh ein und wollte ſchlafen, aber ſie ließ ihm diesmal keine Ruhe. Voll Eifer entwickelte ſie ihren Plan und bat um Geld, noch an dieſem Morgen wollte ſie den Anfang machen mit der Kuhmilch.

Er hörte ſie eine Weile an, mit ſtieren Augen, verſtändnißlos; dann plötzlich begreifend, was von ihm verlangt wurde, fuhr er zornig auf und ſchrie ſie an:

Wenn ſie ein Kind geboren hätte, ſolle ſie's auch ſelber ernähren. Aber ſie ließ ſich nicht einſchüchtern und ſtellte ihm vor, daß der Junge an ihrer Bruſt verhungere. So möge das Wurm ſeinetwegen verrecken, meinte er, es ſei ja doch nur ein Wechſelbalg, behext müßte es jemand haben, vielleicht ſtamme es nicht einmal von ihm. Sie achtete kaum auf ſeine Rohheiten und bat weiter, nur einen kleinen Theil des Wochenlohnes wollte ſie haben zu Milch und Zucker.

Da ſchrie er ſie mit zornfunkelnden Augen an und hob die Fauſt, daß ſie ſich mit dem Kinde in Todesangſt in die äußerſte Ecke der Kammer rettete. Er warf ſich ins Stroh zurück, ſchwor bei der Jungfrau und den Heiligen, er werde ſie erſchlagen, wenn ſie ihn noch einmal um Geld bitte, und ſchnarchte bald darauf.

Namenloſe Bitterkeit ſtieg in der Seele der jungen Frau auf. Dort lag er nun; der Branntweingeruch, den er ausſtrömte, verpeſtete den kleinen Raum, alles, was ſie in gemeinſamer Arbeit verdienten, jagte er mit dem alten Nowarzyk und anderen Saufkumpanen durch die Gurgel, nichts würden ſie im Winter haben zum Leben, und ihr Kind verdurſtete. — Die Ungerechtigkeit war zu groß, ihre mageren Glieder zitterten, der Hals war ihr wie zugeſchnürt.

Unten wurde jetzt Leben. In der Futterkammer

nebenan waren die Mägde thätig. Das erſte Melken mußte bald beginnen.

Vor Barbaras geiſtigem Auge ſtieg ein Bild auf, unwillkürlich, deutlich zum Greifen: der große, zinnerne Milchzuber, in den die Mägde ihre Melkeimer ausgoſſen. Er ſtand unten im Durchgange neben dem Träbertroge, jeden Morgen kam ſie daran vorbei, wenn ſie zur Arbeit ging. Groß war der Zuber und tief, Ströme von Milch ergoſſen ſich ſchäumend darein, von allen Seiten, unaufhörlich. Ihre Phantaſie, überreizt von der Nachtwache, malte ſich das Bild in übernatürlichen Dimenſionen aus.

Heiß und kalt überlief es ihren Rücken. Der Atem flog ihr, die Pulſe hämmerten. Das Bild in ſeiner verführeriſchen Pracht war nicht zu bannen, es drängte ſich vor ihre Augen.

An dem Zuber ein Fläſchen füllen, war das nicht, als ob man eine Hand voll Waſſer aus dem Fluſſe ſchöpfe?

Sie blickte das Kind an, wie es dalag in ihrem Arm, bleich, mager, verfallen, mit einem mißvergnügten Ausdruck anf den geſpannten Zügen, wie ein alter Mann. Es öffnete die trockenen Lippen ein zweimal, als wolle es ſich beſchweren, blinzelte mit den Augen, verzog den Mund ſchmerzlich, und ein Krampf zuckte durch den kleinen Körper.

Da gab's kein Nachdenken mehr, kein Erwägen für und wider bei Barbara; der Entſchluß ſaß feſt

in ihrer Seele. Sie legte das Kind ins Stroh, ſuchte in einem Bündel und brachte eine Flaſche hervor. Dann öffnete ſie vorſichtig die Thür, welche auf eine Holzſtiege führte, dort blieb ſie ſtehen und lauſchte. Die Mägde waren in voller Thätigkeit — es war gut — behutſam ſchlich ſie die Stiege hinab. — —

* * *

An dem großen Zuckerrübenfelde hatten die Arbeiter Halt gemacht. Der Pachter war noch nicht da, um ſie anzuſtellen, inzwiſchen wies der Vorarbeiter jedem einzelnen ſeinen Platz an. Auf den Knieen, oder hockend, rückten ſie in langer Linie langſam in dem Felde vorwärts, mit den Häckchen oder der bloßen Hand dem Unkraute zu Leibe gehend. Dabei mußte ſorgſam darauf geachtet werden, daß man die Wurzeln und die Blätter der zarten Rübenpflanzen nicht beſchädigte. Je zwei Arbeiter hatten einen Korb zwiſchen ſich zum Hineinwerfen des Unkrautes.

In der Feldecke ſtand ein Birnbaum, darunter ein leerer Brettwagen, mit dem das geſammelte Unkraut ſchließlich abgefahren werden ſollte. Einſtweilen hatten die Arbeiter hineingelegt, was ſie an Kleidungsſtücken für überflüſſig fanden. Es konnte ja nie etwas ſchaden, wenn man ſeine Kleider ſchonte.

„Leg' ihn da hinein, Barbara" meinte der alte Nowarzyk zu ſeiner Landsmännin, nnd er ſtellte aus alten, ſchmutzigen Kitteln eine Art Bett her, für

das Kind. „Wie ein Fürſt wird er's da haben, Dein Sohn.“ Dann rückte er die Unterlage ſo, daß der Schatten des Birnbaumes darüber fiel.

Es lag etwas von natürlicher Ritterlichkeit in dem Weſen des alten Nowarzyk. Gegen Frauen und Kinder war er immer freundlich. Wie er jetzt der jungen Mutter behülflich war, das Kind vom Rücken zu nehmen und es aus den Tüchern band, hätte ihm niemand angeſehen, daß er in ſeiner Jugend acht Jahre im Zuchthauſe geſeſſen, weil er einen Menſchen über den Haufen geſtochen hatte.

Als ſie das Tuch vom Geſichte des Kleinen weggezogen, ſtarrte die Mutter erſchreckt in die Züge des Kindes. So verfallen war es ihr doch noch niemals vorgekommen, wie jetzt, wo es im hellen nüchternen Tageslichte vor ihr lag.

„Wirſt nicht mehr lange Not damit haben“, meinte der alte Nowarzyk mit freundlichſter Miene. „Gräme Dich nur nicht, Barbara; Ihr macht Euch bald ein anderes.“

Und er lachte über ſeinen Witz, daß ihm die Pfeife im Mundwinkel tanzte. Dann ſpuckte er aus bückte ſich und pflückte einen blühenden Grasſtengel, den hielt er dem Kinde vor den Mund.

„Sieh her Barbara, es athmet ja noch. Ich ſage Dir, gräme Dich nicht! Wenn's fort will, halt's nicht. Haſt doch nur Not davon. Mach jetzt zur Arbeit, Barbara; der Herr kommt.“

Vom Hofe her kam der Pachter die Chauſſee herauf. Die Hände der Arbeiter gingen noch einmal ſo fleißig, ſeit ſie den Herrn in der Nähe wußten.

„Wirſt Du's nun endlich mit Kuhmilch verſuchen?“ fragte die alte Nepomucena, welche neben Barbara kauerte, während ſie mit den knochigen Händen, die ſich in der Farbe von dem Graubraun der Ackerkrume kaum unterſchieden, einen Diſtelſtock mit Stumpf und Stiel ausrottete.

„Ja, ich will's,“ meinte Barbara.

„Wirſt doch nicht dumm ſein, und Milch kaufen — etwa,“ raunte ihr die Alte ins Ohr und ſah ſich verſtohlen nach dem Pachter um.

Die blaſſe Barbara errötete. Dann nach einigem Zögern ſagte ſie: „Ich hab ſchon eine Flaſche.“

„Genommen?“ fragte die Alte und ihre Augen blitzten auf.

Barbara nickte, errötete noch tiefer und arbeitete haſtig weiter, ohne nach rechts oder links zu blicken.

Das Zigeunergeſicht der Alten verzerrte ſich zu freudigem Grinſen. Vergnügt kicherte ſie in ſich hinein. „Haſt recht gethan, Barbara, haſt recht gethan. Wer wird Geld geben, wenn er's umſonſt haben kann. Milch iſt ja genug da. Gieb kein Geld her, hörſt Du! Sollſt mal ſehen, wie's dem Kinde bekommen wird. Dick und rund wird er werden, der Junge, ſollſt ſehen!“ —

Der Pachter war inzwiſchen herangekommen, eine unterſetzte Geſtalt, mit rotem Geſicht und ſandgelbem Barte. Er trug eine kurze Jagdjoppe und Schmierſtiefeln, in welche die Beinkleider geſteckt waren, und rauchte eine Feldcigarre zum frühen Morgen. Vor ihm her lief ſein Teckel mit kurzen Sprüngen über die Zuckerrübenbeete turkelnd.

Kundigen Auges prüfte der Mann die gethane Arbeit. Mit dem oben gekrümmten Haſelſtocke, an dem eine ſcharfe Zwinge war, ſtieß er in den Boden. An verſchiedenen Stellen fand er noch Wurzeln und Stümpfe von Unkraut. Er rief die einzelnen Arbeiter auf ihre eigene Spur zurück und hieß ſie, das Verſehene gut machen.

Hier gab's eine gute Gelegenheit zum Fluchen und Wettern, und das brauchte der Herr Pachter wie die Butter zum täglichen Brote. Dazu waren ihm die Sachſengänger gerade recht. Mit den eigenen Leuten mußte man neuerdings ſehr vorſichtig ſein, die muckten leicht auf, liefen weg, oder machten gar Anzeige. Aber dies elende Polakengeſindel war ſchüchtern und unterwürfig, denen konnte man ſchon etwas bieten.

Inzwiſchen vertrieb ſich der Teckel die Zeit auf ſeine Weiſe. Am Fuße des Birnenbaumes lagen die Frühſtücksſchnitten der Arbeiter in bunte Tücher eingeſchlagen, an denen ſchnupperte er neugierig herum.

„Waldmann, wirſt Du wohl!“ rief der Pachter und drohte dem Hunde mit dem Stocke. Der nahm die Sache nicht allzu ernſt; er kannte ſeinen Herrn, gegen ſeine Thiere war der niemals hart.

Der Hund hatte den Zipfel eines blauen Tuches zwiſchen den Zähnen und zerrte daran mutwillig hin und her. Sein Herr ſah ihm nicht ohne Intereſſe zu; ob er's wohl auseinander kriegen wird das Tuch?

Richtig, jetzt hat er's auf. Es iſt doch ein geſchicktes Vieh der Waldmann.

Was iſt denn aber das? Eine Flaſche mit Milch! Sonderbar — Milch! Wenn's noch Branntwein geweſen wäre.

Der wohlbeleibte Mann bückt ſich unter Aechzen und nimmt die Flaſche in die Höhe. Milch! Es bleibt Milch. Etwa ein Viertel bis ein halber Liter, ſie ſcheint friſch gemolken, es zeigt ſich noch nicht die geringſte Fettbildung. — Hm hm!

Die Flaſche in der Hand tritt er breit vor die Leute hin. „Wer von Euch frühſtückt denn Milch?“ fragt er, jedes Wort betonend.

Ein Flüſtern iſt durch die Reihen der Leute gegangen, ſie haben der Entdeckung mit Schrecken zugeſehen. Jetzt arbeiten ſie Alle aufs emſigſte mit geſenkten Köpfen. Niemand antwortet.

Der Hals des Mannes färbt ſich noch um einige Grade dunkler. „Thut nur, als verſtändet Ihr kein

Deutſch, verdammte polniſche Mauſehaken.“ Nowarzyk, wer von Euch hat die Milch geſtohlen? Raus mit der Sprache!“

„Weiß ſich nix, gnä Herr!“ meint der Alte und erheuchelt eine ernſt betrübte Miene.

„Denkt nur nicht, daß Ihr mir entwiſcht. Ich krieg's ſchon raus“ keucht der Pachter und ſchreitet die Reihe ab, jedem Einzelnen ins Geſicht blickend. —

Barbara iſt mit einem Male ſehr blaß geworden, ſie zittert am ganzen Leibe, ſie blickt weg, als der Geſtrenge zu ihr kommt.

Wie der Pachter das verfärbte, beſtürzte Geſicht der Frau erblickt, ſcheint ihm etwas einzufallen. „Aha, aha!“ Ein triumphierendes Lächeln gleitet über ſeine Züge, er weidet ſich an dem Anblicke der faſſungsloſen Frau. Dann räuſpert er ſich, wiegt ſich wohlgefällig auf den Hacken und lächelt. Jetzt wird er den Leuten einmal beweiſen, wie überlegen er ihnen iſt.

„Wo iſt denn Euer Kind, Barbara?“ fragt er, mit erkünſtelter Milde.

Barbara antwortete nicht. Sie läßt den Kopf auf die Bruſt herab ſinken, ihre Hände arbeiten fieberhaft in dem Erdboden weiter.

„Na, weit wird's wohl nicht ſein,“ der Pachter ſieht ſich um und geht ſchließlich auf den Brettwagen zu. Dort reißt er das Lumpenbündel auseinander.

„Natürlich, hier iſt der Milchfreund. Dachte mir's doch."

In dieſem Augenblicke verändert ſich der Geſichtsausdruck des Mannes, er blickt ſchärfer hin, ein „Donnerwetter!" erſtirbt auf ſeinen Lippen.

Beinahe ſcheu führt er einen ſeiner Finger an den kleinen Körper.

„Kommt einmal her, Barbara," ſagt er zögernd, und ſeine Stimme zittert. „Kommt nur!"

Zagend nähert ſich die Mutter mit geſenktem Blicke, ängſtlich, ſchuldbewußt. Sie ahnt noch nichts.

„Hört — Euer Kind da — Es kommt mir vor — Seht's Euch nur 'mal an."

Sie tritt heran, betrachtet das Kleine, befühlt es und ihre Züge werden ſtarr. Sie ſchreit nicht auf, ſie weint nur ganz leiſe vor ſich hin, und ſchüttelt unausgeſetzt den Kopf, als ſei es ihr unfaßlich.

Dem Pachter wird ganz eigen zu Mute. Er fühlt ſowas ähnliches wie den Wunſch in ſich aufſteigen, der Frau etwas tröſtliches zu ſagen, aber die Zunge, von der die Flüche ſo glatt herunterfließen, iſt zu plump dazu. Er hält die Milchflaſche noch immer in der Hand und iſt geradezu verlegen.

Inzwiſchen ſind die Arbeiter herzugekommen; ſie ſtehen im Kreiſe um Barbara mit der kleinen Leiche.

Einige Frauen helfen der Mutter weinen. Michael ſteht da, zitternd, mit offenem Munde, den

Thränen nahe. Er ist von Natur rührseelig und seine Nerven durch den Trunk überreizt. Der Anblick der Leiche erschütterte ihn. Ein tiefes Mitleid mit sich selbst überkommt ihn plötzlich und er zerschmilzt in Thränen.

Der alte Nowarzyk aber stößt ihn an und sagt: „Bist dumm, Michael! Sei froh, daß es fort ist.“ —

Dr. Pflaume.

Der schönsten Hoffnungen voll trat Erich Pflaume die Reise von seiner westfälischen Heimatstadt in die Mark Brandenburg an. War er doch vor kurzem ganz unerwartet an das Gymnasium einer Kreisstadt nicht weit von Berlin berufen worden. Dort war eine Lehrerstelle frei geworden, die der bisherige Schulamtskandidat Dr. phil. Erich Pflaume ausfüllen sollte.

Wie stolz war das Bewußtsein, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre bereits Ordinarius an einem ordentlichen Gymnasium zu sein, mit zweitausend fünfhundert Mark Anfangsgehalt. Davon konnte man doch, wenn man nicht über den Strang schlug — und dazu hatte Dr. Pflaume sehr geringe Anlage — mindestens die Hälfte zurücklegen und an die Mutter nach Haus schicken, an die Frau verwitwete Postsekretär Pflaume mit ihren fünf Kindern, von denen Erich das älteste war.

Während der Zug an dunklen Kiefernwäldern und herbstlichen Feldern vorbeiflog, über Brücken und durch Übergänge rasselte, an stillen Dörfern

vorüberpfiff, saß Erich Pflaume in seine Ecke gedrückt mit glänzenden Augen, ganz in Zukunftsträume versunken. Selbst das Aus- und Einsteigen von Fahrgästen in das Coupé dritter Klasse und auf den Stationen der Ruf der Kellner: „Bier, Cognac, Kaffee“ — rissen ihn nur vorübergehend aus seinen Phantasien.

Er dachte an seine Carriere. Es konnte ihm ja eigentlich garnicht fehlen. War er denn nicht von Tertia an unbestrittener Primus gewesen in jeder Klasse, hatte er nicht den Maturus sowohl wie das Staatsexamen summa cum laude bestanden, brachte er nicht von seiner bisherigen Stellung die anerkennendsten Atteste mit? — Er führte sie alle fein säuberlich zusammengefaltet in einer vom Vater Postsekretär ererbten ledernen Brusttasche bei sich, seine Zeugnisse. Hin und wieder während der langen Eisenbahnfahrt, der ersten größeren seines Lebens, griff er verstohlen dorthin, wo er den Schatz geborgen wußte; dann glitt ein befriedigtes Lächeln über sein rundes Gesicht, und unter der goldenen Brille hervor strahlten die kleinen blauen Augen in kindlicher Freude.

Nein, es konnte ihm nicht fehlen. Vom Ordinarius der Quarta würde er bald aufrücken zu höheren Ehren. Und wenn er erst sein epochemachendes Werk, das er bereits fertig im Kopfe trug, seine

große Arbeit über das ut bei Terenz herausgegeben haben wird, dann kann ja der Profeſſortitel auch nicht lange ausbleiben.

Ein Fieberſchauer freudiger Erregung überfällt den kleinen Mann. Er rückt unruhig auf ſeinem Platze hin und her, und mechaniſch fährt ſeine Hand nach der Bruſttaſche. Dort birgt ſich neben den Zeugniſſen noch ein beſonderer Gegenſtand, eine Photographie.

Blitzartig von der Bruſttaſche durch die Finger nach dem Gehirne geleitet, wie der elektriſche Funke, durchzuckt Erich bei dieſer Berührung ein Gedanke: „Wann wird man an's Heiraten denken können?“ — Er zieht die weißblonden Brauen über der knopfartigen Naſe zuſammen und runzelt die Stirn. — In dieſem Augenblicke ſieht Erich Pflaume geradezu böſe aus — Er ſcheint in ein Rechenexempel vertieft.

Alſo, laß mal ſehen! Zunächſt müſſen die vier jüngeren Geſchwiſter erwachſen ſein. Die beiden Jungen werden natürlich ſtudieren, womöglich der eine Jura, der andere Theologie; dann hat man drei Fakultäten in der Familie. Der Onkel Otto hat zwar geraten, die Knaben ein Handwerk erlernen zu laſſen, aber das iſt ja undenkbar — ein Handwerk! Der Vater Poſtſekretär würde ſich im Grabe umdrehen. Ein Staatsbeamter und die Kinder Handwerker, niemals! Der Onkel Otto iſt ja auch nur Kaufmann, ein braver

Mann zwar, aber ohne alle akademiſche Bildung; wie kann er davon etwas verſtehen? —

Gretchen wartet, ſie wird warten, ſo lange es ſein muß; daß ſie anderen Sinnes werden könnte, iſt nicht zu beſorgen. Aber immerhin, es wäre doch hübſcher, wenn man heiraten könnte, noch ehe ſie allzu weit in die dreißig hinein kommt. Sie iſt jetzt bereits dreiundzwanzig, eine kühne Hoffnung alſo, aber trotzdem, man muß eben alle Kraft daran ſetzen, und der Anfang iſt ja ein ſo glänzender.

Erich Pflaume nimmt wieder ſeine kindlich freundliche Miene an, und fühlt nach ſeinen Zeugniſſen.

* * *

Am Schauplatze ſeiner neuen Thätigkeit eingetroffen, fand Erich Pflaume doch manches anders, als er es ſich vorgeſtellt hatte. Der Direktor war ein alter bärbeißiger Mann und dem neuen Lehrer gegenüber nicht beſonders wohlwollend. Er maß Erich mit mißtrauiſchem Blicke, und fragte mit tiefer Baßſtimme aus einem mächtigen ſchwarzgrauen Barte heraus: „Haben Sie denn auch die genügende Erfahrung, Dr. Pflaume, Sie ſcheinen mir doch noch ſehr jung?“ Erich überreichte ſtatt aller Antwort ſeine Zeugniſſe, die er ſchon abſchriftlich eingeſandt hatte. Der Direktor legte ſie beinahe verächtlich bei Seite und meinte: „Gute Cenſuren kann jeder haben

die Erfahrung macht den Pädagogen“ — mit dieſer tiefſinnigen Bemerkung entließ er den jungen Lehrer.

Erich Pflaume ſchüttelte den Kopf, als er aber erfuhr, daß der Direktor Mathematiker ſei, wunderte er ſich nicht mehr ſo ſehr. Nur Mathematiker! Das erklärte vieles. Erich hatte für die Mathematik niemals viel übrig gehabt, dieſes Fach war von jeher ſeine Achillesferſe geweſen, es hätte ihm beinahe die Eins im Abiturientenexamen gefährdet. Er hatte ſich immer darüber wundern müſſen, daß eine ſo untergeordnete Wiſſenſchaft mit zu den Hauptfächern gehöre; aber daß man gar einen Mathematiker zum Direktor mache, ihn gewiſſermaßen über die Philologen ſetzte, das war doch entſchieden ein Mißgriff. —

Aber auch manches andere gefiel ihm nicht an dieſer Schule. Es herrſchte in dem Lehrerkollegium ſo ein ſcharfer, beinahe ſpöttiſcher Ton, den er garnicht von ſeiner Heimat her gewohnt war. Erich hatte zu bemerken geglaubt, daß einige der jüngeren Kollegen, als er ihnen im Konferenzzimmer vorgeſtellt wurde, über ihn gelächelt und die Köpfe zuſammengeſteckt hatten. Freilich, er war nicht Reſerveoffizier und trug keine hellen Beinkleider mit Stegen, hohe Abſätze und Stehkragen, er führte auch keinen durchgezogenen Scheitel und gewichſten Schnurrbart, wie einzelne dieſer Herren. Sein Rock war von altertümlichem Schnitt und etwas abgeſchabt

an den Ärmeln, seine Stiefeln krummgetreten, er trug ein Jägerhemd, an das er Kragen und Manschetten anknöpfte, und auf der kleinen Nase führte er die Brille, die schon sein Vater getragen hatte. Auch mit der schneidigen Sprechweise dieser Herren, die den Ton des Offizierskasinos schlecht nachahmten, konnte er sich nicht befreunden. —

Der Direktor führte Erich in die Klasse ein, dort hielt er den Knaben mit Grabesstimme eine Ansprache, die Jungens sollten dem neuen Lehrer gehorchen, sie wüßten, was auf Ungehorsam stünde. Schon vorher hatte Erich von dem Gestrengen erfahren, die Klasse sei arg verbummelt. Der frühere Ordinarius hatte längere Zeit gekränkelt und war in Folge dessen vielfach vertreten worden. Jetzt war er mit unbestimmtem Urlaub nach dem Süden gegangen.

„Sie müssen also die Jungens ganz gehörig rannehmen, es sind Rangen darunter", meinte der Direktor, „üben Sie die äußerste Strenge und melden Sie mir sofort, wenn Unfug vorkommt; ich werde ein besonderes Auge auf Sie und die Klasse haben." Dabei hatte er den jungen Lehrer mit einem mißliebigen Blicke gemessen, so daß sich Erich in diesem Augenblicke selbst wie ein ungezogener Junge vorkam.

Dr. Pflaume betrat zum ersten Male vor seiner Klasse das Katheder. Auf dem Stundenplane stand

lateiniſche Leſeſtunde. Er befahl den Knaben, den Cornelius Nepos hervorzuholen und zu überſetzen. Nun ließ er ſeinen Blick über die Schaar blonder und brauner Köpfe da vor ihm gleiten, um die ſich näher zu beſehen, die in Zukunft ſeine Schüler ſein ſollten. Erich war kurzſichtig, und darum auch vom Militär freigekommen, die Geſichter am äußerſten Ende der Klaſſe erſchienen ihm nur wie helle hin und her ſchwankende Flecken. Lachte man dort über ihn? Er konnte es nicht erkennen, er hörte nur, daß ein Murmeln und Flüſtern durch die Reihen ging, er fühlte, daß er der Gegenſtand eifrigſter Beobachtung ſei; mehr als zwei Dutzend neugieriger Augenpaare waren auf ihn gerichtet, und das Bewußtſein veranlaßte ihm ein Gefühl des Unbehagens und der Unſicherheit. Wie dieſe Schaar im Zaume halten, wenn ſie nicht wollten? Der Direktor hatte ſchön ſagen: „Ueben ſie die äußerſte Strenge“ — wenn dieſe ſiebenundzwanzig Köpfe nun nicht wollten, wer würde ſie zwingen? — Dort ſaß einer auf der zweiten Bank vom Katheder, ein pausbäckiger Knabe mit kurzem hellblondem Borſtenhaar, der Junge hatte während der ganzen Stunde noch nicht einen Blick ins Buch geworfen. Beſtändig blickte er den Lehrer mit ſeinen großen hellgrauen Augen an, auf deren Grunde etwas wie überlegene Schelmerei zu ruhen ſchien, etwas, das ſagen wollte: „Ich bin jetzt ruhig, weil ich Dich noch nicht kenne, aber warte nur,

wenn ich Deine ſchwache Seite erſt rausgefunden habe.“ —

Immer ſo oft Erich in die Klaſſe blickte, begegnete er dieſen Augen. Er wollte den Jungen erſt nicht beachten, aber es ging nicht, magnetiſch zog irgend etwas ſeine Augen nach jenen, die ihn ſo unausgeſetzt muſterten. Er mußte wiſſen, wer der Bengel eigentlich war und ließ daher den Knaben, der gerade überſetzte, aufhören. Auf den Borſtenkopf weiſend, fragte er: „Du — wie heißt Du denn eigentlich?“ Nichts rührte ſich. „Wie Du heißt, Junge?“ —

Ein Nachbar ſtieß den Gefragten an. „Dich meint er.“

„Ach was, dann mag er's doch ſagen.“ —

Erich Pflaume errötete, ſehr gegen ſeinen Willen, auf den hinteren Bänken lachten einige unterdrückt. „Allerdings, meine ich Dich. Ich wünſche Deinen Namen zu wiſſen.“ Endlich erhob ſich der Borſtenkopf: „Den Vornamen, oder den anderen?“ — Erich errötete noch ſtärker: „Beide!“ — „Wilhelm Ernſt Bärwald haben mich meine Eltern genannt; ich bin aus Berlin.“ — „Alſo Bärwald! Das konnte auch ſchneller kommen; fahre einmal fort.“ — Der Knabe ließ ſich in aller Gemächlichkeit von ſeinem Nachbar zeigen, wo man ſtehe, und las dann. —

Nach dieſer Stunde kam die Frühſtückspauſe; die nächſte Lektion hatte Erich ebenfalls abzuhalten. Er fand die Phyſiognomie der Klaſſe bereits weſentlich

verändert; die Knaben ſchienen mit ihrem Urteil über den neuen Lehrer fertig und über das, was man von ihm zu fürchten und wie man ihn zu behandeln habe. Erich war auf Ausbrechen von Unfug gefaßt, er hatte bei ſich beſchloſſen, ſtreng vorzugehen und ſich nichts zu vergeben, Bärwald behielt er während der ganzen Stunde wohl im Auge, aber es kam nichts von Belang vor.

In gehobener Stimmung, als habe er den Sieg ſchon in der Taſche, ging Dr. Pflaume am Mittag nach ſeiner Wohnung. „Ich werde es dem Direktor ſchon zeigen," dachte er, „was ich kann. Dem Bärwald habe ich's bereits bewieſen, daß ich mir nicht auf der Naſe rumtanzen laſſe." —

Er ſchrieb an dieſem Tage einen längeren Brief an ſeine Mutter, beſchrieb ihr, wie er es hier gefunden habe, ſeine Wohnung, an der nicht allzuviel zu beſchreiben war — ſie beſtand aus einem einfenſtrigen ſchmalen Zimmer unter dem Dache, mit dem Blicke aus der Vogelperſpektive auf die Stadt — dann über das Frühſtück, das die Wirtin zu liefern verſprochen hatte, und das Abonnement zum Mittagstiſch in einem nahen Gaſthauſe, die Wäſche, die zu Haus beſorgt werden ſollte, und über andere wirtſchaftliche Dinge.

Ein Brief an ſeine Braut, der darauf abgefaßt wurde, trug einen weit ethiſcheren Charakter. Über

die Vorteile, welche in einer längeren Trennung liegen können, das war das Thema, welches Erich Pflaume in dieſem Briefe behandelte. Dann las er die acht Seiten mit Wohlgefallen durch, und fühlte ſich, am Schluſſe angelangt, beinahe verſucht, die Cenſur „ſehr gut!“ darunter zu ſetzen; das lag ihm von ſeiner Lehrthätigkeit her gewiſſermaßen im Handgelenke. —

Am nächſten Tage, als Erich Pflaume die Klaſſe betrat, fand er die Jungens auffällig ruhig, aber es war eine unnatürliche, ſpannungsvolle Ruhe. An dem Mienenſpiele der nächſtſitzenden Knaben merkte er, daß etwas außergewöhnliches ihre Gemüter beſchäftige. Unwillkürlich blickte er nach Bärwald hinüber; der ſaß auf ſeinem Platze, ſcheinbar gleichmütig und fixierte den Lehrer, wie gewöhnlich.

Erich begann ein Extemporale zu diktieren; die Knaben waren merkwürdig zerſtreut, heimliches Gelächter erklang zu verſchiedenen Malen. Der Lehrer verſuchte ein ſtrenges Geſicht zu machen, als das nicht wirkte, unterbrach er ſich im Diktieren und ſagte: „Hört Ihr Jungens, ein für allemal, verſucht keine Allotria mit mir — ich verſtehe keinen Spaß!“ Das wirkte auf einige Zeit; die Ruhe war einigermaßen hergeſtellt. —

Erich griff nach der Kreide, er wollte ein ſchwieriges Wort anſchreiben. Warum wurden die Jungens nur auf einmal ſo unruhig. Er wandte ſich zur Tafel,

da ſah er — die Hand mit der Kreide ſank ihm ſchlaff herab — ein Geſicht mit kurzer dicker Naſe, an der ein Tropfen hing, mit einer Brille. Auf den erſten Augenblick wußte er, wer mit der Zeichnung gemeint ſei.

In der Klaſſe herrſchte für einen Augenblick Todtenſtille. Was wird er jetzt thun, daß war die Frage die alle beherrſchte. Erich ſtand eine Weile ſprachlos da, er wußte genau, daß viel davon abhing, wie er jetzt handle, und gerade dieſes Bewußtſein raubte ihm alle Beſinnung; dunkelrot vor Zorn rief er endlich: „Wer hat ſich das unterſtanden?“ — Schweigen. Aller Augen ſind auf ihn gerichtet, in allen Mienen glaubt er verſteckten Hohn zu leſen. „Wenn ich nicht bis zum Schluſſe der Stunde erfahre, wer das gethan, melde ich's dem Herrn Direktor.“ Ein Murmeln läuft durch die Reihen. „Nun, meldet er ſich freiwillig, dann ſoll die Strafe nur ganz gelinde ſein.“ Keine Antwort. „Gut, dann bleibt's alſo dabei. — Jetzt fahren wir fort.“

Erichs Zorn iſt bereits verraucht, aber die Gedanken fliegen ihm nur ſo durch den Kopf, nur langſam beruhigt er ſich, mit Bangen ſieht er das Ende der Stunde näher und näher rücken. — Es ſchlägt. Der Primus ſammelt die Hefte ein. Erich macht ſich mit Abſicht noch etwas auf dem Katheder zu ſchaffen, er ſpielt den Kaltblütigen. Niemand meldet

ſich. Soll er wirklich dem Direktor Meldung von dem Vorfalle machen? - Er weiß nur zu gut, was dann geſchieht. Eine Unterſuchung, bei der nichts herauskommt, Beſtrafung der ganzen Klaſſe, und für alle Zeiten hat er's mit den Jungens verdorben.

Ein plötzlicher Entſchluß beſeelt ihn; er greift zum Schwamm und wiſcht über das Gemälde. „Es ſoll vergeſſen ſein, weil es das erſte Mal iſt — aber, ich ſage Euch, nur diesmal — wenn wieder ſowas vorkommt, bin ich unerbittlich." — Raſch verläßt er das Katheder; das Gemurmel, das er hinter ſich hört, legt er für Beifall aus. —

Im Konferenzzimmer fragte ihn der Direktor, wie er mit dem Betragen der Klaſſe zufrieden ſei, ohne Zaudern erwiderte Erich Pflaume „gut", worauf der Direktor ein Geſicht machte, als wundre er ſich über dieſes Faktum.

Beim nächſten Gange zur Klaſſe nahm ſich Erich feſt vor, diesmal energiſch zu ſein und keine Milde walten zu laſſen. Sein erſter Blick, als er eintrat, galt der Tafel, ſie war ſchwarz; er atmete auf. Dann ſetzte er ſich und ſchlug die Grammatik auf. Sein Mut wuchs von Minute zu Minute. Er blickte in die Klaſſe. Was hatten nur dieſe Jungens, daß ſie ihn ſo mit verſchmitzten Mienen anſtarrten, einzelne fingen gar an zu ziſcheln und ſich gegenſeitig anzuſtoßen. Irgend etwas ſchwebte in der Luft, das war ſicher.

„Was giebt es denn ſchon wieder?“ fragte Erich. Einer platzte mit Lachen heraus und andere folgten ihm. Der Lehrer ſah ſich unwillkürlich um, gab es in ſeiner Nähe wieder etwas komiſches? — Da, in der Ecke auf der Kathederplatte lag etwas — ein kleiner dunkler Gegenſtand. Er konnte nicht erkennen, was es ſei, griff hin und hielt eine Pflaume in der Hand.

„Pflaume, Pflaume!“ gellte gleichzeitig ein Ruf durch die Klaſſe, gefolgt von allgemeinem Gelächter.

Das war zuviel für ihn. Eine Blutwelle ſchoß ihm zum Kopfe empor und machte ihn blind, er ſprang vom Katheder. „Ich werde Euch zeigen — ich werde Euch zeigen —“ das war alles, was er vorzubringen vermochte. Und, wie er war, mit der Pflaume in der Hand, lief er aus der Klaſſe zum Direktor, der im Geſpräche mit einigen älteren Lehrern begriffen, im Konferenzzimmer ſtand.

„Was wollen Sie, Dr. Pflaume?“ herrſchte ihn der Direktor an, als Erich mit offenem Munde, der Worte noch nicht mächtig, vor ihm ſtand. Erich hob ſtatt aller Antwort die Frucht in die Höhe und keuchte hervor: „das — das haben ſie mir gethan.“ — Der Direktor verſtand für's erſte den Zuſammenhang nicht, er mußte ihm von einem der Kollegen erklärt werden. Da glitt ſelbſt über die Züge des Geſtrengen ein Lächeln. „Teufelsjungen!“ meinte er, „Ich hab's

Ihnen ja gesagt, Dr. Pflaume, nehmen Sie sich mit der Quarta in Acht. — Aber das muß natürlich geahndet werden" und er begab sich mit Erich nach der Quarta.

Dort trat Grabesstille ein, als der Direktor erschien. Die Jungens hielten den Atem an, die Gesichter waren gerötet vor innerer Erregung, die Augen glänzten, aber es lag jene trotzige Sicherheit in aller Zügen ausgeprägt, die der gemeinsame Entschluß einer Rotte von Verschwörern zu geben pflegt.

Der Direktor war auf's Katheder getreten und musterte die Klasse mit finsteren Blicken; umsonst, aus diesen Gesichtern wird er nichts herauslesen, nichts als die Absicht zu schweigen. „Wer hat die Pflaume da auf das Katheder gelegt?" — Lautlose Stille, kaum, daß man einen der Knaben atmen hört. „Gut! — die Klasse kommt so lange an jedem freien Nachmittage herein und macht Strafarbeiten, bis sich der Thäter meldet oder gemeldet wird. Heute ist Mittwoch. Heute Nachmittag um drei Uhr seid Ihr hier! — Und Sie, Herr Doktor Pflaume, werden die Strafarbeiten beaufsichtigen." Damit verließ er dröhnenden Schrittes die Klasse.

Gebeugten Hauptes setzte Erich den Unterricht fort; er wußte nur zu gut, von jetzt ab bestand Feindschaft zwischen ihm und der Klasse, ein Bruch war geschehen, der nicht wieder gut zu machen war.

Er merkte es an der Art und Weiſe, wie ſie ihm antworteten, verſtockt, manche mit offen zur Schau getragenem Trotz. —

Nachmittags um drei Uhr traten Lehrer und Schüler an. Der Direktor war anfangs ſelbſt zugegen, er forderte die Knaben noch einmal auf, den Thäter zu melden. Der Erfolg war derſelbe, wie am Morgen. Dann ermahnte er den Lehrer noch im beſonderen: „Für jeden neuen Unfug, der etwa vorkommen ſollte, mache ich Sie verantwortlich, Doktor Pflaume.“ Nach dieſen tröſtlichen Worten ließ er Erich allein mit ſeiner Klaſſe.

Erich diktierte ein Penſum. Nur zu bald merkte er, daß ein Komplott gegen ihn beſtand; die Knaben ſchienen ſich an ihm ſchadlos halten zu wollen. Bald ſtand ein Junge auf, der behauptete, ſeine Feder ſchreibe nicht, dann andere, die keine Tinte im Tintenfaß zu haben erklärten, ſchließlich einer, der unwohl zu ſein vorgab. So ging es weiter. Der Lehrer ſaß wie auf Kohlen, er ermahnte, drohte, rief einzelne bei Namen, es half nichts — mit Schrecken ſah er, den Reſt von Autorität, den er beſeſſen hatte, ſchwinden. Er ſchrieb einzelne Ruheſtörer auf, diktierte Strafen, drohte, den Direktor zurückzurufen; die Unruhe wurde nur ärger; immer größere Dreiſtigkeiten nahmen ſich die Jungens heraus, ſchließlich balgten ſich zweie gar auf der hinterſten Bank. Da riß ihm die Ge-

duld, er rannte hinter, ſprang auf die Bank, trennte die beiden Kämpfenden und ſchleppte ſie mit ſich nach vorn, wo er ſie neben dem Katheder aufſtellte.

Dieſer Ausbruch der Leidenſchaft, den ſie ihm offenbar nicht zugetraut, hatte die Knaben ſtutzig gemacht. Es trat größere Ruhe ein, einzelne der Vernünftigen fingen an, ſich mit dem Penſum zu beſchäftigen.

Alſo, ſo mußte man ſein, roh und wild, ſagte ſich Erich, noch keuchend vor Ärger und Anſtrengung; nun gut, das konnten ſie haben, dieſe Rangen! —

Er gab ſich wieder der Beobachtung einzelner Phyſiognomien hin. Er hegte bereits Sympathien und Antipathien; verſchiedene Geſichter zogen ihn an, andere ſtießen ihn ab, weshalb, konnte er ſich in den meiſten Fällen ſelbſt nicht ſagen. — Unwillkürlich blickte er nach Bärwald hinüber, natürlich ſtarrte ihn der Junge ſchon wieder an. Er kann nicht dumm ſein, der Junge, ſagte ſich Erich, und auch nicht böſe. Die friſchen Züge des Knabe gefielen ihm. Der Lehrer mußte faſt gegen ſeinen Willen wieder hinblicken, diesmal beobachtete ihn der Junge nicht, er machte ſich unter der Bank etwas zu ſchaffen, ſchien mit einem Gegenſtand beſchäftigt, der in Papier gewickelt war. Erich wurde vom weiteren Beobachten durch einen anderen Schüler abgezogen, der eine Frage ſtellte, als er wieder nach Bärwald hinblickte, war der Gegenſtand verſchwunden.

Nicht lange darauf ertönte auf der Bank hinter Bärwald unterdrücktes Gelächter und Flüſtern. Was gab es denn ſchon wieder? Die Unruhe wurde immer ärger. Ein Gegenſtand ſchien von Hand zu Hand zu gehen, und die Urſache zu allgemeiner Heiterkeit abzugeben.

Erich verließ das Katheder, er eilte dorthin, woher der Hauptlärm kam, drängte ſich zwiſchen zwei Bänke, ſah, wie ein Junge gerade etwas verſtecken wollte, entriß es ihm noch rechtzeitig, und hielt was Klebriges in der Hand — ein Männchen aus gebackenen Pflaumen.

Der Jubel der Klaſſe umtoſte ihn. — Der Lehrer war bleich geworden bis in die Lippen, und ging langſam, das Männchen in der Hand, auf's Katheder zurück. Dort legte er's hin. Es ſtellte einen Schornſteinfeger dar, mit einem Cylinder auf dem Kopfe und einer Holzleiter in der Hand.

Mit zitternder Stimme fragte Erich: „Wer hat das mitgebracht — er melde ſich — ich rate es ihm im Guten, denn ich weiß ihn bereits.“ Dabei blickte er auf Bärwald. — Keine Antwort. Aller Blicke waren auf den Knaben gerichtet, der mit ſchlecht geheuchelter Ruhe den Lehrer anſah. „Nun, Bärwald, haſt Du mir nichts zu ſagen?“ — „Nein!“ — „Nun, dann will ich Dir's ſagen, mein Junge. Du haſt das Ding da mitgebracht. Ich hab's geſehen, wie Du's rauszogſt.“

„Ich bin's nicht gewesen — ich habe den Mann nicht mitgebracht.“ — „Und die Pflaume heut früh wohl auch nicht?“ — „Nein!“ — „Was machtest Du Dir denn vorhin unter der Tafel zu schaffen?“ „Ich hatte nur mein Taschentuch.“ — „Pfui, Bärwald, Du bist also auch noch ein Lügner. Das hätte ich von Dir nicht gedacht. Setze Dich jetzt. Das übrige wird sich finden.“

Der Unterricht ging weiter. Als die zwei Stunden vorüber waren, begab sich Erich in die Wohnung des Direktors. Der schien von dem Geschehenen sehr wenig erbaut zu sein, besonders als er erfuhr, daß Bärwald der Abgefaßte und auch der wahrscheinliche Anstifter des früheren Unfugs sei.

„Für die Geschichte von heut Nachmittag werden wir ihn bestrafen, energisch bestrafen — natürlich!“ meinte der Direktor. „Die Sache von heute früh hingegen ist nicht erwiesen — wir werden sie also fallen lassen — man darf nichts auf die Spitze treiben. — Übrigens, das muß ich Ihnen doch sagen, Dr. Pflaume, Sie mögen da ganz gute Zeugnisse haben, aber — der Anfang, den Sie bei uns hier machen, ist gerade kein glänzender.“ —

Bei den Anordnungen des Herrn Direktors blieb es, die Klasse kam nicht weiter an den freien Nachmittagen herein und Willy Bärwald wurde bestraft. Übrigens wunderte sich Erich im Stillen über

die geringe Strafe, die der Direktor über den Knaben verhängte. Nach einiger Zeit erfuhr er freilich, daß Willy Bärwald einer der Privatpenſionäre des Herrn Direktors ſei und der Sohn eines hochgeſtellten Mannes, der im Provinzialſchulkollegium Sitz und Stimme hatte. Erich ſträubte ſich zwar dagegen, alles zu glauben, was ihm einer der jüngeren Kollegen darüber erzählte, aber zu denken gab es ihm doch. —

Mit ſeiner böſen Ahnung behielt Erich Pflaume nur zu ſehr Recht. Zwiſchen ihm und der Quarta herrſchte fortan Feindſchaft. Es war ein regelrechter Kampf zwiſchen dem Lehrer und den Schülern, und auf weſſen Seite der Sieg, war von vornherein klar. Erich ließ nichts unverſucht, er appellierte an das Ehrgefühl der Knaben, ja an ihr Mitleid, er verſuchte es mit Strenge und mit Milde; nichts verfing. Er hatte die Autorität eingebüßt, und die war nicht wiederzugewinnen. Die Jungens entwickelten eine teufliſche Raffiniertheit im Aushecken von allerhand Schabernack. Und dabei dachten ſie ſich im Grunde nicht einmal viel Schlimmes dabei, ſie betrachteten es als ihr gutes Recht, den Lehrer, der ſie „verpetzt“ hatte, zu „ſchinden“, wie der techniſche Ausdruck lautet. Triumphierend liefen ſie nach Schluß der Stunde aus der Klaſſe und rühmten ſich ihrer Heldenthaten. Und es gab Väter, die ſich jeden neueſten Streich,

den die Quarta ihrem Lehrer gespielt, brühwarm berichten ließen und weiblich darüber lachten.

Dr. Pflaume war eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden. Die jungen Mädchen stießen sich an und kicherten wohl gar, wenn sie ihn auf der Straße gehen sahen, den kleinen ungeschickten Menschen mit den kurzen Hosen und den krummgetretenen Absätzen, der immer gleich errötete, wenn ihn jemand ungeniert anblickte. Auch zum Gespött der Kollegen war er geworden, besonders der Jüngeren. Unter den Älteren gab es einige, die ein Gefühl für ihn hegten, das dem Mitleid entfernt verwandt war.

Ja, die Jungens ahnten nicht, was sie angestiftet hatten; sie dachten sich nichts dabei, daß der Lehrer immer blässer wurde, daß er tiefe Ränder unter den Augen hatte, und daß seine Mundwinkel oft eigentümlich zuckten. Dafür bemerkten sie, daß seine Nase rund und klein sei, wie ein Knopf, und das gab ihnen Anlaß zu endlosen schlechten Witzen. Er trug eine Brille, auch das war ihnen eine Quelle stets erneuten Gaudiums; freilich, diese Brille versteckte ihnen die Thränen, die ihm oft genug in die Augen traten, während sie sich über Willy Bärwalds neuesten Ulk vor Lachen ausschütten wollten. Und selbst, wenn ihnen jemand gesagt hätte, daß ihr Lehrer des Nachts häufig kein Auge zuthue vor Sorge und Gram, sie würden am Ende auch gelacht haben, die kleinen Bösewichter.

Das Winterhalbjahr ſchritt dem Ende zu. Das Oſterexamen und die Verſetzung waren nicht mehr fern. Die Jungens hatten wenig gelernt, ſie waren in ihren Kenntniſſen ſehr weit zurück. Der Grimm des Direktors gegen den jungen Lehrer mehrte ſich von Tag zu Tage. „Sie ſind vollſtändig unfähig zum Lehramte“ das hatte Erich ſchon mehrfach zu hören bekommen, und bereits war das verhängnißvolle Wort gefallen: „Wenn's nicht bald beſſer wird mit der Quarta, dann ſehen wir uns genötigt, Sie zurück zu ſchicken.“

Wo waren jetzt die großartigen Hoffnungen und Entwürfe des jungen Philologen: Aufrücken, Carriere machen, ach das war ja alles zu Waſſer geworden. Und heiraten! — Ja, das war das bitterſte. — Wenn die Jungens den Lehrer über dem Bilde ſeiner Braut hätten weinen ſehen, ſie würden doch vielleicht ein menſchliches Rühren empfunden haben, ſelbſt Willy Bärwald, der kein Böſewicht war von Natur, nein, durchaus nicht! Nur ein lebensfroher, übermütiger Junge, dem Vater und Mutter daheim alles durchgelaſſen hatten, und den die Frau Direktorin, bei der er in Penſion war, weiterhin gründlich verziehen half. — —

Erich benutzte ſeine freie Zeit vielfach zu Spaziergängen; das half ihm, die düſteren Gedanken beſſer vertreiben. Mit ſeiner großen Arbeit über das ut

bei Terenz wollte es in der letzten Zeit auch nicht mehr vorwärts gehen. Es fehlte ihm der geistige Schwung; sein ganzes Wesen hatte einen Knick davongetragen.

Er ging am liebsten auf ganz einsamen Wegen, dort wo er sicher war, keinen Bürgermädchen zu begegnen, die ihm ins Gesicht sahen und hinter ihm drein kicherten. Darum liebte er besonders die Gegend am Flusse. Auf den Dämmen war es meist ganz menschenleer, dort wehte ein starker, erfrischender Wind vom Wasser her, und die Landschaft hatte etwas einsames und trauriges, das zu seiner Stimmung paßte. —

Es war eines Nachmittags, Ende Februar. Ein plötzlicher strenger Frost hatte noch einmal den Fluß gefrieren lassen; wenigstens stand eine Decke über der ganzen Fläche, so daß nirgends mehr Wasser zu sehen war. Aber man konnte der Festigkeit des Eises nicht recht trauen, und eine fürsorgliche Stadtpolizei hatte denn auch mit Stricken einen viereckigen Platz abgegrenzt, nahe dem Ufer, auf dem allein es den Schlittschuhläufern erlaubt sein sollte, sich zu tummeln.

Erich Pflaume kam auf seinem Gange dort vorbei. Es war Sonnabend und das halbe Gymnasium auf dem Eise. Erich wollte unbemerkt vorbeihuschen, aber schon hatten ihn einige Schüler bemerkt. „Pflaume, Pflaume!“ erklang's erst aus dem Munde einzelner

Gymnaſiaſten, dann riefen auch Erwachſene das ominöſe Wort, ſchließlich pflanzte ſich der höhniſche Ruf von einem zum andern fort und klang noch lange hinter Erich her, der ſich, tief verletzt, ſo ſchnell wie möglich auf dem Damme entfernte.

Nach einiger Zeit hörte er den Ruf: „Halt, halt!“ und „Dort iſt's verboten.“ Er mußte annehmen, daß auch dies ihm gelten ſolle, doch bald merkte er, daß einige Knaben auf Schlittſchuhen den Fluß hinabgelaufen kamen außerhalb des abgeſteckten Revieres, und hinter ihnen drein erklang jetzt von neuem der Ruf: „Halt, haltet ſie!“

Erich blieb unwillkürlich ſtehen. Die Knaben waren nicht mehr weit von ihm, allen voran einer, den er als Willy Bärwald erkannte. Die Anderen, drei an der Zahl, ältere Gymnaſiaſten, ſchienen ihn einfangen zu wollen.

Drüben auf dem Abgeſteckten machte ſich ein wohlbeleibter Stadtpoliziſt ſoeben auf die Beine, um den Jungen nachzuſetzen, aber, da er ohne Schlittſchuhe war, ſchien ſein Beginnen gänzlich ausſichtslos.

Erich konnte die ganze Situation von ſeinem erhöhten Standpunkte aus überſehen, auch ihn ergriff jetzt Beſorgniß um die Knaben, und er fing ſeinerſeits an: „Halt, halt!“ zu rufen. Aber die kehrten ſich nicht daran.

Willy Bärwald ſah ſich inzwiſchen von ſeinen

Verfolgern eingeholt, da machte er einen plötzlichen Haken nach der Mitte des Fluſſes zu, ſo daß die Anderen an ihm vorbeiſchoſſen und einer hinfiel. Dort ſtand er nun, mitten auf dem Eiſe, der Junge, und hielt ſich die Seiten vor Lachen.

Plötzlich ein Knicken und Krachen; Erich ſtockte der Atem, er ſah Willy Bärwald vor ſeinen Augen verſchwinden.

Die Kniee zitterten dem Lehrer, feſtgebannt ſtarrte er auf das Loch im Eiſe. Da! er glaubte etwas wie einen Kopf zu ſehen und ein paar Hände, die aus dem Waſſer emportauchten.

Wie eine plötzliche Eingebung kam's in dieſem Augenblicke über Erich. Den Überzieher heruntergeriſſen und den Damm hinab. Er hörte einen markdurchdringenden Schrei, den der Knabe ausſtieß, ehe er von neuem ſank, und dann ſah er eine kleine Hand, die ſich am Rande der Scholle anklammerte.

Erich hatte Eis unter den Füßen, zwanzig Schritte waren's noch, er fühlt das Eis ſchwanken, immer zu! Es knickt und knackt. Thut nichts — Immer drauf zu!

Jetzt ſinkt's und bricht's um ihn, aber er hat den Jungen. Die kalten Wellen umſpülen ihn, daß er gerade noch den Mund über Waſſer hält. Er tritt mit den Beinen Waſſer, und ſchnappt und japſt.

Gott, wie ſchwer iſt das Kind!

Als ob tauſend Gewichte an ihm hingen, ſo will ihn dieſe Laſt nach unten ziehen. Immer ſchwerer und ſtarrer wird er; die Kälte dringt ihm zum Herzen. —

Ein Brett wird ihm zugeſchoben, und noch eines. Ein Mann mit einem Seile um den Leib kommt vorſichtig näher gekrochen — näher — er ſtreckt ihm die Hand entgegen. Erſt den Jungen. So, den hat er. Gott ſei Dank! Nun iſt er frei und kann die Arme bewegen. Wieder ſtreckt ſich ihm die Hand entgegen, er greift zu. Bald ſteht er auf feſtem Eiſe, waſſertriefend, keuchend, nach Luft ringend. Er taumelt, will ſinken, wird geſtützt, halb getragen.

Menſchen umringen ihn, Fragen klingen an ſein Ohr, er ſieht Thränen auf mancher Wange, Lachen in manchem Geſichte, aber diesmal iſt's nicht Hohn.

Noch verſteht er nichts — rein garnichts. Gefolgt von Hunderten geht's zur Stadt. Was iſt denn eigentlich los, fragt er ſich einen Augenblick. Er hat ja einem Menſchen das Leben gerettet, einem ſeiner Schüler. Und obgleich ihm die Kälte bis in die Knochen dringt, etwas durchglüht ihn, ein Bewußtſein, ein Hochgefühl, wie er nie im Leben geahnt, daß es eines geben könne. —

Sie ſchaffen ihn ſeine drei Treppen hinauf in das kleine Zimmer unter dem Dache. Seine Kleider ſind feſt und ſteif gefroren. Man hilft ihm beim Auskleiden; er ſchämt ſich faſt. Unter denen, die

ihm bis herauf gefolgt ſind, befindet ſich ein Oberlehrer und gar ein Stadtrat. Er iſt ja auf einmal eine ganz angeſehene Perſönlichkeit geworden, wie's ſcheint.

Und ſie fragen ihn wiederholt, wie er ſich fühle. Er klappert mit den Zähnen und antwortet lächelnd: „gut, ſehr gut!" Sie raten ihm, er möge in's Bett gehen und zu ſchlafen verſuchen, ſonſt könnte er ſich am Ende noch was zuziehen — ſo meinte der feiſte Stadtrat. —

In der Nacht phantaſiert Erich. Willy Bärwald, der Direktor, die Mutter und Gretchen das geht alles im tollem Wirbeltanze durch ſeine Viſionen. Er klagt und weint, bald lacht er und ſchreit auf, dann wieder flüſtert er ganz leiſe und lächelt glückſelig. Auf Einmal wirft er die Decken von ſich und iſt kaum im Bette zu halten, daß der Wirtin ganz angſt und bange wird, und ſie beinahe den Doktor geholt hätte, wenn 's nicht gar ſo kalt geweſen wäre, draußen.

Und am nächſten Tage kommt der Doktor wirklich, und fühlt den Puls und ſchüttelt den Kopf und verordnet mit gedämpfter Stimme dies und das.

Nach einiger Zeit fragen ſie Erich, als er gerade einmal bei Bewußtſein iſt, wie die Adreſſe ſeiner Mutter ſei — es ſoll an ſie telegraphiert werden.

Die Mutter kommt und mit ihr ein junges Mädchen — nicht ſeine Schweſter — wie die Leute

Anfangs annehmen. Erich ſieht die beiden Frauen mit weit offenen Augen lange Zeit an. — Ob er ſie erkannt hat? —

* * *

Als ſie ihn nun hinaustrugen an einem der erſten Tage im März, da ſchien die Sonne, das Eis war ſchon ziemlich weggeſchmolzen und die Welt voller Frühlingsanzeichen. Der Fluß ging hoch und trieb Schollen mit ſich.

Es war ein langer und feierlicher Zug. Vornweg ſchritten ein Muſikchor und zwei Geſangvereine. Das Lehrerkollegium war vollzählig vertreten, voran der Herr Direktor im Pelz und mit Gummiſchuhen an den Füßen, denn der Grund war noch feucht. Dann kamen Korporationen und Deputationen von verſchiedenen Vereinen, und ſchließlich die Schüler des Gymnaſiums.

Eine Menge Gaſſenjungen liefen als freiwillige Eskorte neben dem Zuge her, an allen Fenſtern waren Köpfe; zum letzten Male bereitete Dr. Pflaume den Bürgermädchen unfreiwillig ein Vergnügen.

Die Quarta hatte die Ehre direkt hinter dem Sarge zu marſchieren. Seine Klaſſe! — Der Primus trug einen Kranz, groß wie ein Wagenrad, mit weißen Atlasbändern, auf denen in Golddruck die Worte zu leſen waren: „Liebe, Treue, Dankbarkeit, hinnieden und in Ewigkeit!“

Willy Bärwald war nicht im Zuge. Er hatte ſich eine Erkältung zugezogen, befand ſich aber auf dem Wege zur Beſſerung. Seine eigene Mutter war herbeigeeilt von Berlin, und half der Frau Direktorin, ihn pflegen. Er hätte eigentlich ſchon ausgehen können bei dem ſchönen Wetter, aber man hielt es doch für beſſer, ihn noch im Zimmer zu halten, bis das Begräbniß des Dr. Pflaume vorüber war.

Der Geiſtliche ſprach ſehr erbaulich, ſehr troſtreich. Die alte Frau mit dem kleinen vor Schmerz beinahe unkenntlichen Geſichte unterbrach ihn einigemale durch ihr Stöhnen, und der Herr Direktor blickte einmal ganz ernſtlich böſe zu ihr herüber, beſann ſich aber noch rechtzeitig, daß er nicht in der Klaſſe ſei, und legte ſein Geſicht wieder in traurig ernſte Falten.

Der Herr Paſtor ſprach unter anderem von der hoffnungsvollen Menſchenblüte, die hier geknickt ſei, vom Grame der Mutter, der ihre Hoffnung, ihre Stütze, ihr Alles geraubt ſei. Er gedachte auch in zarteſter Weiſe jener anderen Frauenſeele, die der Verſtorbene vor allem geliebt — aber, es hatte nicht ſollen ſein. Gott, in ſeinem unerforſchlichen Ratſchluſſe hatte es anders beſchloſſen — ihm gebührte die Ehre.

Andere Worte fand der Herr Direktor. Er betonte vor allem die menſchlichen Tugenden des Verſtorbenen, ſeine wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit. Er vergaß nicht die hervorragenden Zeugniſſe zu erwähnen, die

der Verewigte von Schule und Univerſität mitgebracht. — Er rühmte ſein pädagogiſches Talent. Ja er nannte ihn geradezu: „eine Perle der Lehrerſchaft, die allzuſchnell dahingerafft wurde“.

Kurz, an Anerkennung fehlte es dem Toten nicht.

Nachdem man Erde auf den Sarg geworfen hatte, verlief ſich die Trauergeſellſchaft ſchnell.

Die Mutter und die Braut des Verſtorbenen aber waren Nachmittags zur Frau Direktor gebeten, wo ſich Willy Bärwald und deſſen Mutter aufhielten.

Und man darf deſſen ſicher ſein, auch dort iſt manches ſchöne und erbauliche Wort geſprochen worden — Balſam auf die wunden Herzen der Mutter und Braut.

Die Unſchuld.

Thereſe Mahlman war ein ſchmächtiges Mädchen von ſechzehn Jahren, mit bleichem Teint und rotem Haar. In ihren Zügen ſtand wenig zu leſen. Sie pflegte den Blick in Gegenwart Fremder geſenkt zu halten; ſo wußten die wenigſten, daß ſie unter den weißen Lidern mit den langen rötlichen Wimpern ausdrucksvolle dunkelblaue Augen verbarg.

Thereſe war nicht eine von den Mädchenerſcheinungen, nach denen auf der Straße die Männer die Hälſe zu recken pflegen. Sie ging mit kurzen eiligen Schritten, nicht rechts und nicht links blickend, als habe ſie Eile, ſich vor den Blicken der Neugierigen unter ein ſchützendes Dach zu flüchten.

In den letzten Jahren war das Mädchen ſchnell gewachſen. Sie hielt den langen Oberkörper mit der flachen Bruſt und den ſchmalen Schultern nach vorn übergebeugt.

So beſaß ſie nichts, das die Sinnlichkeit hätte reizen können Nur ihre Haut war rein und von ſchimmernder Zartheit, und ihr rotes Haar ſtark und glänzend, eine auffällige Spielart.

Das Mädchen war einem Birkenſtämmchen im Frühjahre nicht unähnlich: ſchlank, durchſichtig, leicht erzitternd, von kargen Reizen. —

Thereſe hatte ihr bisheriges Leben unter dem Schutze zweier alter Fräuleins, Schweſtern ihres verſtorbenen Vaters, zugebracht. Als kleines Mädchen war ſie gewöhnt geweſen, ſich als Kind ihrer beiden Tanten zu betrachten, und als nun für ſie die Zeit kam, wo ſich Kinder durch Fragen über das Wunder ihrer Exiſtenz aufzuklären verſuchen, da hatte man ihr mancherlei erzählt, das wie Märchen klang, von einem Manne, der auf dem Meere umgekommen ſei und der ihr Vater geweſen. Es wurden ihr auch Bilder von ihm gezeigt. Aber Thereſe glaubte lange Jahre hindurch garnicht an die ganze Sache. Dieſe Bilder waren ja viel zu verſchieden voneinander, das konnte unmöglich ein und dieſelbe Perſon ſein; auf dem einen Bilde ſah er wie ein Knabe aus, auf dem anderen trug er einen großen Bart. — Und nun gar erſt, was man ihr von der Mutter erzählte, das klang noch viel ſonderbarer. Wie die Tanten ſagten, war die Mutter nicht tot, aber: krank, ſehr krank, nur allein der liebe Gott konnte ihr helfen. — Auch daran glaubte die Kleine nicht. Sie hatte mit dem natürlichen Scharfſinn des frühgeweckten Kindes bald herausgefunden, daß die Tanten dieſes Thema nicht liebten. Ihre kindliche Logik ſagte ihr, die Mutter

würde doch einmal kommen oder wenigſtens ſchreiben, wenn ſie noch am Leben wäre. Aber wenn das Mädchen Fragen an die Tanten richtete, dann ſahen ſich die alten Damen bedeutungsvoll an, und brachten das Geſpräch auf ein anderes Thema.

Die kleine Thereſe ſammelte all dieſe Eindrücke, und ſpeicherte ſie in ihrem Gedächtniſſe auf, um im Stillen darüber nachzudenken. Sie machte es hier ganz ähnlich, wie mit den bunten Steinchen und Muſcheln, die ſie in einem Winkel des Gartens zuſammengetragen hatte, ohne Vorwiſſen der Tanten, um ganz im Geheimen mit den niedlichen Dingern zu ſpielen.

Trotz ihrer Jugend führte ſie ein Leben für ſich in ihren Phantaſien; Niemandem gewährte ſie Einblick in ihren Gedankenſchrein, mit ſeinen hundert und mehr Geheimfächern.

Von den beiden Tanten des Kindes, Fräulein Pauline und Antonie Köhne, war Antonie um fünf Jahre jünger als Pauline. Das hatte in früheren Jahren einen großen Unterſchied bedeutet. Pauline war blond geweſen, Antonie brünett; jetzt waren ſie beide grau.

Jahrelanges Zuſammenſein, dieſelben Erlebniſſe und gleiche Intereſſen hatten die Schweſtern in Erſcheinen und Benehmen einander ſehr ähnlich gemacht, aber im Grunde waren ſie geradezu entgegengeſetzte Naturen.

Pauline war vor vierzig Jahren ein ſinniges zur Romantik neigendes Mädchen geweſen, die für Sonnenuntergänge und Novalis geſchwärmt hatte. Antoniens Sinne und Abſichten ſtanden von jeher mehr auf das praktiſche Leben und ſeine Bedürfniſſe. Sie hatte niemals zu Schwärmereien irgend welcher Art geneigt. Sie war geliebt worden und hatte dem Bewerber um ihre Hand einen Korb gegeben. Warum, wußte niemand, ſelbſt ihre Schweſter nicht.

Die beiden Schweſtern Köhne waren trotz ihres ledigen Standes keine verbitterten, galligen oder zankſüchtigen alten Jungfern geworden; ſie hatten ſich in die Rolle zu finden gewußt, die ihnen das Leben zugewieſen. Das Kind, das ſie bei ſich aufgenommen, brachte ihnen den Anteil von Beſchäftigung und Sorgen mit, der nun einmal zur menſchlichen Exiſtenz gehört, wie der Ballaſt zum Schiffe.

Der Vater dieſes Kindes, jünger als die beiden Schweſtern, hatte ſchon frühzeitig die Seemannslaufbahn ergriffen und war jung Kapitän eines Hamburger Kauffahrteiſchiffes geworden. Beim Zuſammenſtoße ſeines Schiffes mit einem engliſchen Dampfer im Kanal kam er um's Leben. Als letzter war er von Leuten, die ſich in's Rettungsboot geflüchtet, auf der Kapitänsbrücke geſehen worden. Der Strudel des ſinkenden Schiffes ſchien ihn mit heruntergeriſſen zu haben, nicht einmal ſeine Leiche wurde aufgefiſcht.

Die Schweſtern betrauerten den Bruder in aufrichtigem Schmerze. Er, der einzige Mann in der Familie, war ihre Hoffnung und ihr Stolz geweſen, er hatte für ſie den Inbegriff aller männlichen Vorzüge und Tugenden bedeutet. Immer war es ihr ſehnlicher Wunſch geweſen, der Bruder möchte heiraten, aber er hatte auf Andeutungen, die ſie ihm in dieſer Beziehung machten, nur gelacht, oder auch geantwortet, er wolle keine Frau unglücklich machen, dazu achte er die Frauen zu hoch. —

Kapitän Köhne war ungefähr ein Vierteljahr tot, als der Hausarzt und langjährige Freund der beiden Schweſtern, Sanitätsrat Dehnhardt, eines Tages mit beſonders ernſtem Geſichte vor ſie trat, und ſie auf bedeutungsvolle Eröffnungen den Verſtorbenen betreffend, vorbereitete.

Der Kapitän hatte in der letzten Zeit in Verbindung mit einem Mädchen geſtanden, und jetzt ſah dieſes Mädchen, das in Hamburg wohnte, ſeiner Entbindung entgegen.

Die beiden Fräulein Köhne waren durch dieſe Nachricht, die ihnen Sanitätsrat Dehnhard in ſchonendſter Weiſe vermittelte, tief erſchüttert. Dieſen in ſtrengem Cölibat grau gewordenen Mädchen erſchien die That des Bruders wie ein ſchweres, geradezu unbegreifliches Verbrechen. Sie empfanden die Täuſchung, die er ihnen bereitet, als perſönliche Kränkung,

ſein Andenken war in ihren Augen verdunkelt und er ſelbſt gebrandmarkt.

Nicht um den ehrlichen Seelen Kummer zu bereiten, hatte der Sanitätsrat ſie dieſen Blick in die Vergangenheit des Bruders thun laſſen. Nur um ihr Mitleid wachzurufen für jenes Mädchen, das bald einem leibhaftigen Kinde des verſtorbenen Kapitäns das Leben geben würde, lüftete er das Geheimniß. Jenes Mädchen befand ſich in den traurigſten Verhältniſſen, ihre Familie hatte ſich von ihr losgeſagt, ſeit ſie nicht mehr die Unterſtützung des Kapitäns bezog, in ihrem hülfloſen Zuſtande war ſie ohne jede Pflege.

Die widerſtrebendſten Gefühle bewegten die prüden alten Mädchen bei dieſer Nachricht. Schließlich ſiegte ihre Herzensgüte über all die altjüngferlichen Bedenken, und ſie beſchloſſen, ſich der Geliebten des verſtorbenen Bruders anzunehmen.

Lina Mahlmann, ſo hieß ſie, gab einem Mädchen das Leben. Durch Vermittelung Doktor Dehnhardts trat ſie nicht lange nach der Geburt alle Rechte auf die Erziehung des Kindes an die Schweſtern Köhne ab, gegen reichliche Geldentſchädigung, unter ausdrücklicher Verzichtleiſtung auf jeden weiteren Verkehr mit dem Kinde. Noch kein Jahr war vergangen, da fand die Perſon, oder vielleicht noch mehr das Geld, in deſſen Beſitz ſie jetzt war, einen

Liebhaber, ſie heiratete, und die Damen Köhne hörten nichts weiter von ihr. —

Statt einer Mutter hatte die kleine Thereſe fortan zweie. In der That häuften die beiden alten Mädchen alle Liebe und Zärtlichkeit, die ſich unverwertet in ihren Herzen aufgeſpeichert hatte, auf dieſes Kind. Mit der Zeit mußte eine gewiſſe Teilung des Reſſorts zwiſchen dieſem altjüngferlichen Mutterpaare eintreten. Ihrer Veranlagung entſprechend wählte Pauline die Pflicht, die geiſtigen und gemütlichen Anlagen des Mädchens zu wecken und zu pflegen, während Antonie ſich um die leiblichen Bedürfniſſe des Pfleglings kümmerte.

Die Schweſtern Köhne hatten gemeinſam mit dem Bruder ein Haus in einer kleinen Holſteinſchen Hafenſtadt beſeſſen. Nach ſeinem plötzlichen Tode war ihnen der brüderliche Anteil zugefallen. Der Bruder hatte ihnen ſchon immer das Haus zur vollen Bewohnung überlaſſen, jetzt, nachdem ſie das Kind zu ſich genommen, blieben ſie weiter dort wohnen. Pekuniäre Sorgen drückten ſie nicht. Die Schweſtern beſaßen jede ein anſehnliches Kapital, und zählten zu den wohlhabendſten Leuten der Stadt.

Die kleine Thereſe empfing den erſten Unterricht von Tante Pauline. Als dieſe an den Grenzen ihres Wiſſens angelangt war, ſchickte man das Mädchen in die höhere Töchterſchule des Städtchens.

Obgleich Thereſe fleißig war, und keineswegs ſchlecht beanlagt, hatte ſie doch niemals große Erfolge in der Schule zu verzeichnen. Ihre Lektionen wußte ſie immer viel beſſer zu Haus, wenn Tante Pauline ſie überhörte, als in der Schule, wo der ſtrenge Blick der Lehrerin und die Menge übermütiger Mitſchülerinnen das ſcheue Kind außer Faſſung brachten.

Thereſe hatte in der Schule eine Stellung für ſich. Ihr außergewöhnliches Schickſal — eines der beliebteſten Klatſchthemas der kleinen Stadt — ließ ſie als ein beſonderes Weſen erſcheinen. Selbſt manche ihrer Mitſchülerinnen wußte aus Bemerkungen, die ſie von Erwachſenen aufgeſchnappt, welche Bewandtnis es mit Thereſens Herkunft habe. Die eingeweihten Mädchen ziſchelten häufig untereinander und machten ſich wichtig vor denen, die noch nichts von alledem verſtanden. Die kleine rothaarige Thereſe bedeutete für ſie ein unerſchöpflicher und äußerſt intereſſanter Geſprächsſtoff; das Mädchen ſelbſt ließen ſie links liegen und rümpften moraliſch entrüſtet die Naſen über die Rothaarige, ſo, wie ſie es ihren Müttern abgeſehen hatten.

Thereſe ſuchte keine Freundinnen und von ſelbſt kam niemand zu ihr. Die Tanten trugen dazu bei, die Nichte noch mehr von ihrer naturgemäßen Umgebung abzuſondern. Auch ſie empfanden den Makel, der ihrer Anſicht nach an dem Kinde haftete,

aufs peinlichſte. Seitdem ſie die Nichte bei ſich aufgenommen, hatten ſie allen Verkehr abgebrochen. Sie ſchämten ſich und hatten eine geradezu abergläubiſche Angſt vor der Indiskretion der Menſchen. Am liebſten hätten ſie Thereſe ganz abgeſondert von der Welt auferzogen, aber das war nicht ausführbar, und allein ſchon Sanitätsrat Dehnhardt, ihr Freund und Berater, würde das nicht zugegeben haben. —

Niemals ging das Kind ohne Begleitung zur Schule; in den Freiſtunden ſpielte ſie daheim im Gärtchen, allein, oder ſie ging mit den Tanten ſpazieren draußen an den Dünen, zu Zeiten wo man keine anderen Spaziergänger dort zu befürchten brauchte.

Das Haus, das die alten Damen beſaßen, lag am Ende der Stadt. Es war ohne Prunk und Zierat, aber in größter Sauberkeit aus Rohziegeln errichtet. Ein Garten mit hohem grün angeſtrichenen Stacketenzaun umgab es. Die grüne Farbe dieſes Zaunes war eine der Liebhabereien der Beſitzerinnen, in jedem Frühjahre wurde ſie erneuert. Die Einteilung des Gartens war ebenſo korrekt, wie alles übrige hier, und ſpiegelte den pedantiſch-methodiſchen und etwas engherzigen Sinn der alten Fräuleins wieder. Die Wege waren mit Meerkieſeln beſtreut, die kleinen teils kreisrunden teils quadratiſchen Beete von ſorgfältig beſchnittenen niederen Buchsbaumhecken

eingefaßt. Altmodiſche Blumen blühten hier ein Jahr wie das andere: Goldlack, Levkoje, Nelken und Aſtern. Unter alten Fliederbüſchen träumte eine hölzerne Bank, das Lieblingſitzplätzchen der Tanten, ein Sandhaufen lag davor, auf dem Thereſe ihre kindlichen Spielverſuche in einſamer Weltabgeſchiedenheit ausführte. Auf einem Raſenplatze ſtanden Wäſchpfähle mit Leinen, und ein alter Birnenbaum hing im Auguſt voll gelber zuckerſüßer Früchte.

Verließ man den Garten nach der der Straße entgegengeſetzten Seite, ſo gelangte man in weniger als einer Viertelſtunde durch grasbewachſenes dunkles Marſchland zum Strande. Da lag das Meer, das hier nichts von der Großartigkeit des Oceans hat, es gleicht mehr einem ſeichten Binnenwaſſer. Drüben liegen Halligen, auf denen man bei klarem Wetter jedes Haus erkennt; ſie ſcheinen auf dem Waſſer zu ſchwimmen, und bei bewegter See glaubt man, ſie auf und ab ſchaukeln zu ſehen. Am Ufer hin zieht ſich ein gelber Streifen flacher Dünen, und wenn Ebbe iſt, da marſchiert das Land weit hinaus in die See, aber in unzähligen Tümpeln und Rinnſalen bleibt das Seegethier zurück: Schleimiche Quallen und Einſiedlerkrebſe und Krabbenzeug. Dann ſteigt ein fader Geruch in die Höhe von Schlamm und Seetang und ſtagnierendem Salzwaſſer. Bis das Meer hereinſtürmt und ſich ſeine Provinzen wiedererobert.

Drinnen im Lande dehnen ſich Wieſen von ſmaragdgrüner Farbe, träges Vieh weidet darauf. Hin und wieder liegt eine Ortſchaft mit roten Dächern eingebettet in die grüne Fläche, und über die Giebel hinaus, auf denen manches Storchneſt thront, ragen die ſpitzen Kirchtürme als Landmarken. Alles ſpricht hier von ſelbſtzufriedener, einförmiger, ſatter Langeweile. —

Das Haus, welches die beiden Schweſtern gemeinſam beſaßen, war wohnlich genug eingerichtet. Von oben bis unten voll von altem Hausrat, den Generation auf Generation angehäuft hatte, und von dem jedes Stück von den alten Fräuleins wie ein Heiligtum betrachtet wurde. Da waren alte eingelegte Nußbaumſchränke mit Tiſchwäſche darin die vor hundert und mehr Jahren gewirkt worden war. Dann gab es mächtige eiſenbeſchlagene Laden, alle mit demſelben verſchnörckelten Namenszuge auf dem Deckel, in denen vor manchem Jahrzehnt eine wohlhabende Braut ihr Heiratsgut ins Haus gebracht hatte; irgendwo in einer Ecke ſtand noch ihr Spinnrocken mit Flachs daran, als ehrfurchtgebietende Reliquie der guten alten Zeit, wo ſich die Frauen ihr Totenhemd ſelbſt zu bereiten verſtanden. Bilder auf Holz oder Leinwand gemalt, ſprachen von manchem lebensluſtigen Manne, mancher derben Hausfrau, manchem müden alten Mütterchen. — Alle dieſe Dinge hatten ihren

bestimmten Platz, und Therese lernte es zeitig als den größten Frevel betrachten, diese Heiligtümer zu berühren, oder gar von ihren Plätzen zu entfernen.

So wuchs das Kind auf zwischen altem Hausrat, alten Leuten und alten Anschauungen. —

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war die Sorge der Tanten wach um die Nichte. Theresens Gesundheit, Nahrung, Kleidung, das waren die wichtigsten Fragen im Tagesleben der alten Damen. Aber trotz des täglichen Verkehrs in dem engen Kreise, und der strengen Beaufsichtigung des Kindes, wußten die Tanten eigentlich so gut wie nichts von dem Seelenleben ihres Pfleglings. Therese war ein stilles, gefügiges und darum bequemes Kind, scheinbar wunsch- und leidenschaftslos, freilich auch ohne tiefergehende Neigung oder Anhänglichkeit. Sie nahm die Fürsorge, die ihr zu Theil wurde, als etwas selbstverständliches hin ohne Zeichen der Dankbarkeit. Aber das verlangten die Tanten auch gar nicht; sie waren froh, wenn Therese Appetit zeigte und wenn sie Nachts gut schlief.

Nur ganz selten gab sie den Tanten Anlaß zu Aufregung und Kummer. Dieser außergewöhnliche Fall trat dann ein, wenn sie ihre Anfälle hatte. Diese Anfälle, von denen Therese die ersten schon als kleines Kind gehabt, kamen und gingen scheinbar regellos;

in manchem Jahre waren sie häufiger, in manchem setzten sie ganz aus. Sie wirkten besonders unheimlich durch ihre Unberechenbarkeit.

Wenn das Mädchen einen solchen Anfall bekam, verfärbte sie sich plötzlich bis zur Leichenblässe, die Stimme klang schwach, ja setzte ganz aus, und der Pulsschlag wurde unregelmäßig. Bei besonders starken Anfällen trat Steifheit der Glieder, eine Art von Starrkrampf ein; dann wurde der Herzschlag matt, das Mädchen lag da, wie eine Tote, mit fest aufeinandergeschlossenen Zähnen und nach aufwärts verdrehten Augäpfeln. Wenn die Anfälle vorüber, blieb stets große Schwäche und Empfindlichkeit für längere Zeit zurück.

Theresens Anfälle waren das Schreckgespenst des kleinen Kreises. Die Tanten wagten nur im Flüstertone davon zu sprechen. Auch Doktor Dehnhardt war bisher nicht im Stande gewesen, diesen bösen Gast aus dem Leibe des zarten Kindes zu bannen.

* * *

Die Schulzeit war zu Ende. Therese saß sechzehnjährig ohne Beschäftigung im Hause der Tanten. Die alten Damen sagten sich, daß irgend etwas für die Nichte ausfindig gemacht werden müsse, eine Ausfüllung der Zeit, wenn auch nicht gerade eine Arbeit. Einen bestimmten Beruf zu wählen, das hatte sie ja, Gott sei Dank, nicht nötig; denn wozu legten denn

die Tanten jährlich die Hälfte ihrer Zinsen zurück. Immerhin, so ganz ohne Thätigkeit konnte das Mädchen doch nicht bleiben; davor hatte Sanitätsrat Dehnhardt ausdrücklich gewarnt.

Zunächst verfiel man darauf, das Mädchen weiter in seiner Ausbildung zu vervollkommnen. Trotz ihrer Weltabgeschiedenheit hatten die Schwestern Köhne stets ihren Ehrgeiz darein gesetzt, nicht hinter der Bildung der Zeit zurückzubleiben. Sie waren auf einen Journallesezirkel abonniert und schafften sich hin und wieder ein illustriertes Prachtheft an. Therese sollte nach dem Wunsche der Tanten alles erlernen, was für ein junges wohlsituirtes Mädchen passend schien: Neuere Sprachen, Litteratur, Zeichnen, Singen, Klavier. Man sparte keine Mühe und auch kein Geld, um die erforderlichen Lehrkräfte zu beschaffen.

Ein Mallehrer kam zweimal wöchentlich per Eisenbahn von Hamburg herübergefahren, nur um Therese einen zweistündigen Unterricht zu erteilen. Ein Luxus, der in der kleinen Stadt nicht wenig Aufsehen erregte. Die Tanten waren entzückt über die Vögel und Blumen, welche Therese mit Hülfe dieses Lehrers auf Carton, und später sogar auf Tassen und Teller zu malen verstand, und hielten die Nichte bereits für eine vollendete Künstlerin. —

Eine Frage, welche die Gemüter der beiden

alten Damen ſchon lange im Geheimen beſchäftigt hatte, wurde mit der Zeit immer dringender, und konnte nicht länger im Verborgenen gehalten werden: Sollte man Thereſe das Tanzen erlernen laſſen? —

Es exiſtierte ſchon ſeit langen Jahren in der Stadt ein Tanzſtundenkränzchen, das jeden Winter die Honoratiorentöchter vereinigte und eigentlich den Mittelpunkte der kleinſtädtiſchen Geſellſchaft bildete.

Hier wurden unter dem Vorwande, die edle Tanzkunſt zu erlernen, Jungfrauen und Jünglinge zu einander geführt, hier ſtrickten die Mütter, welche unter dem Prätexte der Beaufſichtigung mitkamen, an ihren Häkeleien und ſonſtigen Handarbeiten, und ſpannen zu gleicher Zeit noch feinere Netze, mit denen ſie Mitgiften für ihre Söhne und Männer für ihre Töchter einfingen.

In der Jugendzeit der Tanten war es nicht viel anders geweſen, ſie hatten damals zu den gefeiertſten Tänzerinnen des Tanzkränzchens gehört. Aber wie ganz anders lag die Sache bei Thereſe. An ihrer Geburt haftete ein Makel, und die alten Damen wußten ſoviel von der Welt, um vorauszuſehen, daß man dies dem unſchuldigen Kinde empfinden laſſen würde.

Und noch eine beſondere Abneigung, die den alten Fräuleins eigen war, ſpielte eine Rolle bei derartigen Erwägungen. Wenn Thereſe an den Tanzſtunden theilnahm, ſo war es nicht zu umgehen, daß

ſie mit jungen Männern in Berührung kam. Männer, das bedeutete aber in den Augen der Tanten ſoviel wie Gefahren, Liebeshändel und Betrug. Früher, als ſie ſelbſt noch am Tanzen Gefallen gefunden, und es für ein Unglück angeſehen, wenn ſie zu einer Tour nicht aufgefordert worden waren, mochten die Fräuleins auch anders über dieſen Punkt geurteilt haben, aber im Laufe der Jahre hatten ſie ſich gegenſeitig in eine Art von Männerfeindſchaft hineingeredet, und dieſes Gefühl bekam ſeit dem Erlebniſſe mit dem leiblichen Bruder eine beſondere Schärfe und Bitterkeit.

Eines Tages nun lief eine offizielle Einladung zur Beteiligung an dem Tanzkränzchen bei den Damen Köhne ein. Unterſchrieben war das Blatt von Madam Mandrini, einer ehemaligen Ballettänzerin, welche den Tanzunterricht leitete. Alle bekannteren Familien hatten gezeichnet. Die Tanten durften daraus ſchließen, daß ihre und Thereſens Beteiligung an dem Kränzchen von Seiten der Geſellſchaft gewünſcht werde.

Die alten Damen fühlten ſehr wohl, daß es ſich hier um eine Prinzipienfrage handle; ſollten ſie bei ihrem bisherigen Syſteme der Abſchließung verharren, oder wieder mit der Welt in Berührung treten?

Wenn ſie in ſchwierigen Fragen an die Stelle gekommen waren, wo guter Rat teuer wird, ſo pflegten die Damen Köhne als letztes Auskunftsmittel

ihren alten erprobten Freund, Sanitätsrat Dr. Dehnhardt zu Rathe zu ziehen. Er hatte als Student, also vor langen Jahren, für Fräulein Pauline geschwärmt, und noch jetzt, wo ihrer Beider Haare grau waren, zeigte sein Benehmen ihr gegenüber einen Anflug jugendlicher Galantrie, der dem alten verrosteten Junggesellen sehr wohl stand.

Dr. Dehnhardt genoß keinen Weltruf. Sein Renommee ging nicht weit über das Weichbild der Stadt hinaus, in der er seit nahezu vierzig Jahren praktizierte; aber hier war er in medizinischen Dingen Autorität, und das mit Recht. Er war ein feiner Kenner der menschlichen Natur, sowohl nach ihrer körperlichen, als nach ihrer seelischen Seite hin. — Für die kleine rothaarige Therese hatte er von ihrer frühesten Jugend an eine tiefe aus Mitleid und rein wissenschaftlichem Interesse gemischte Sympathie empfunden. Er war der einzige, der von dem innersten Wesen dieser verschlossenen Natur eine Ahnung hatte. —

Sanitätsrat Dehnhardt also wurde von den Tanten in der schwierigen Frage des Tanzunterrichtes zu Rate gezogen. Nach kurzem Erwägen hatte er unbedingt dazu geraten, daß Therese an den Stunden teilnehmen solle und seinen Ratschlag damit motiviert, daß einmal das Tanzen eine gesunde körperliche Bewegung sei, welche Geschicklichkeit und Grazie erhöhe, und daß es ferner für jedes junge

Mädchen angezeigt erſcheine, die Geſellſchaft und ihre Gebräuche kennen zu lernen, und ſich an den Verkehr mit dem anderen Geſchlechte zu gewöhnen.

Dieſen letzteren Punkt hatte der Arzt beſonders betont, und gerade hier war er auf den Widerſpruch der Tanten geſtoßen. Gegen das Tanzen an und für ſich wollten ſie nichts einwenden, daß ein junges Mädchen aber dabei mit Männern zuſammenkomme, das war für ſie der leidige Punkt. Antonie ſagte ihre Anſicht hierüber dem Arzte geradezu in's Geſicht und die weichere Pauline errötete über die Schroffheit ihrer Schweſter. Dr. Dehnhardt hatte nur ein eigentümliches Lächeln, als er erwiderte: „Nun, die Natur hat es einmal ſo eingerichtet, daß es Männer und Frauen giebt.“ —

Das Reſultat dieſer Beratung zwiſchen den drei alten Leuten war, daß die Tanten Thereſens Beteiligung an dem Tanzunterrichte bei Madam Mandrini anmeldeten.

Und ſo ſtand denn Thereſe bald unter einer Schaar anderer Backfiſche, mit einem hellen Kleide angethan, mit weißen Glacéhandſchuhen und ausgeſchnitten Schuhen auf der nicht ganz ſpiegelglatten Diele des größten Saales, den das Städtchen aufzuweiſen hatte, und erlernte nach der Anleitung der ehemaligen Ballettänzerin den pas de deux und die Figuren der Françaiſe und der quadrille à la cour.

Die Mandrine war eine ältliche fette Perſon, die trotz ihrer Wohlbeleibtheit eine auffällige Vorliebe für kurze Kleider zeigte.

Nach einiger Zeit, ſobald Mädchen und Jünglinge die unbeholfene Natürlichkeit ihrer Bewegungen einigermaßen abgelegt, die Füße auswärts zu ſetzen und gezierte Complimente zu machen gelernt hatten, wurden dann die Damen- und Herrenklaſſe in eins vereinigt, und nun erſt nahmen die eigentlichen Kränzchen ihren Anfang.

So lange die Mädchen unter ſich tanzten, war Thereſe eine der beſten Schülerinnen der Madam Mandrini. Mit ihren ſchlanken Gliedmaßen hatte ſie einen Vorteil vor manchem kräftigeren Mädchen voraus. Die ehemalige Ballettänzerin lobte ſie als die graziöſeſte Tänzerin der Saiſon.

Nachdem die Vereinigung der Herren und Damenklaſſe ſtattgefunden, nahmen auch ältere Schülerinnen, denen es in früheren Wintern nicht gelungen, ſich einen Bräutigam zu ertanzen, an dem Curſus theil. Von dieſem wichtigen Augenblicke an waren auch die Mütter ſtehende Gäſte der Tanzſtunde. Sie ſaßen an den Wänden aufgereiht in braunen und grauen Wollkleidern, manche von ihnen mit einer Häkelei oder auch dem Strickſtrumpf bewaffnet; aber die Handarbeit verhinderte ſie nicht, zu beobachten und ſich das Beobachtete in regem Gedankenaustauſch mitzuteilen.

Natürlich war Thereſens Beteiligung eins der beliebteſten Themas der Saiſon.

Auch die Damen Köhne beſuchten nach langjährigem Fernbleiben in dieſem Winter wieder das Kränzchen. Ihr Erſcheinen machte Senſation, ſchnell waren ſie von einem Kreiſe ehemaliger Freundinnen umgeben.

Nein, liebe Pauline — und meine liebe Antonie, hieß es, wie ich mich freue! Iſt es einem nicht, wie vor dreißig Jahren? Ordentlich wieder jung wird man, wenn man Euch anſieht. Und Thereſe, das liebe Ding, wie ſie ſich entwickelt hat. Nein, wirklich, wer das gedacht hätte! So ein wohlerzogenes Mädchen. Ein wenig blaß iſt ſie, aber das wird ſich ſchon geben. Wie edel von Euch, daß Ihr das Kind bei Euch aufgenommen habt. Es muß Euch doch manchmal ſehr ſchwer geworden ſein. —

Die Tanten nahmen von da an ihren beſtimmten Platz unter den Müttern ein, von dem aus ſie die Tanzverſuche der Jugend beobachteten.

Die Männerwelt war bunt gemiſcht. Da gab es Primaner, junge Kaufleute, Beamte, ja ſogar einige Offiziere des Seebataillons fanden es nicht unter ihrer Würde, an dem „Lämmerhüpfen“ teilzunehmen.

Thereſe hegte, das gleiche unüberwindliche Gefühl des Grauens allen Männern gegenüber. Ihr Ruhm, die beſte Tänzerin zu ſein, verblaßte

ſchnell. Jetzt hatten die lebhaften und keckeren Mädchen das Feld. Thereſe erbebte im Innerſten, wenn ſich ihr ein Tänzer nahte; mit niedergeſchlagenen Augen, zitternd ließ ſie es geſchehen, daß der Mann ſeinen Arm um ihren Körper legte. Ihr, der geſchickten Tänzerin, verſagten jetzt häufig die Füße. Die Mandrini erkannte ihre beſte Schülerin garnicht wieder. Geradezu ein Unglück bedeutete es für Thereſe, wenn ſie zu einem Contretanz aufgefordert wurde. Da mußte ſie ſich mit ihrem Partner unterhalten, ſeine Worte anhören und ſeine Fragen beantworten. Niemals, wenn Damenengagement angeſagt war, vermochte ſie es über ſich zu bringen, einen Herrn aufzufordern.

Thereſens Benehmen konnte nicht verfehlen, Aufſehen zu erregen. Die Mütter und die heiratsluſtigen Mädchen waren ihr im Grunde nicht Gram. Thereſe, als eine anerkannt gute Partie, hätte ihnen, wenn ſie gewollt, ſtarke Conkurrenz machen können; aber ſie ſchien freiwillig auf jeden Erfolg bei der Männerwelt verzichten zu wollen.

Manchen der Herren reizte die ſcheue Zurückhaltung des Mädchens mit dem ſtets niedergeſchlagenen Blicke, von deſſen Augen die wenigſten ſagen konnten, ob ſie blau oder braun ſeien. Verſchiedene machten den Verſuch, ſie aus ihrer Unnahbarkeit herauszulocken, aber ohne allen Erfolg; mit dem Kinde war einfach

nichts anzufangen. Selbſt die Tanten fanden, daß Thereſe ein wenig zu verlegen und ängſtlich ſei. —

* * *

Der Winter mit ſeinem Tanzvergnügen war zu Ende gegangen. Thereſe ſaß wieder trübſelig und bleich im Hauſe der Tanten, ohne Beſchäftigung, apathiſch; ſelbſt an dem wieder aufgenommenen Malunterricht ſchien ſie kein Vergnügen zu haben.

Die Tanten kamen zu der Erkenntniß, daß für die Nichte etwas ernſtliches geſchehen müſſe. Nachdem manche Vorberatung zwiſchen den Schweſtern ſtattgefunden, die wie immer zu keinem Reſultate geführt, wurde nach Sanitätsrat Dehnhardt geſchickt.

Der Arzt kam, wie gewöhnlich, in den Vormittagsſtunden. Er durchſchritt die Thür des grün angeſtrichenen Stacketenzaunes und näherte ſich auf dem mit Meerkieſeln beſtreuten Wege dem Hauſe. Die knarrenden, ſtets blitzblank geſcheuerten Holzſtufen, der Ton der Klingel im Vorſaale, das Lächeln des öffnenden Mädchens, das alles waren alte Bekannte für ihn; nur Kleinigkeiten hatten ſich im Laufe der Jahre geändert. Als ſchmucke, dralle Dirne hatte die Magd dem Arzte die Thür geöffnet, mit demſelben vertraulichen Lächeln wie heute, aber jetzt zeigte ihm ihr Grinſen einen zahnloſen Mund.

Er ließ ſich anmelden, obgleich er wußte, daß

man ihn erwarte. Das Mädchen verſchwand, erſchien wieder und bat, einzutreten.

Den langen altväteriſchen Rock zugeknöpft bis zu der weißen Binde, die Kragen und Kravatte in einem war, den breitkrempigen Hut in den behandſchuhten Händen, ſo trat der alte Herr in aufrechter Haltung ein und machte den beiden Fräuleins eine gravitätiſche Verbeugung. Pauline errötete, wie ſie es nun ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren in dieſem Falle ſtets gethan hatte, und Antonie, um der Schweſter und dem Arzte über die Verlegenheit wegzuhelfen, fiel hier, wie üblich, mit einem: „Wollen Sie nicht ablegen und Platz nehmen, Herr Sanitätsrat!“ ein.

Der Arzt legte den Hut auf einen beſtimmten Stuhl, der darauf nur gewartet zu haben ſchien, zog erſt den linken, dann den rechten Handſchuh aus, rollte die Handſchuhe, das Innere nach außen kehrend zuſammen, ſteckte ſie in eine der hinteren Rocktaſchen, nahm den dargebotenen Stuhl aus Antoniens Hand, verbeugte ſich nochmals und ſetzte ſich, verlegen räuſpernd.

Aus dem Nebenzimmer erklangen Klaviertöne, eine haſtig herunter geſpielte Fingerübung. „Thereſe übt,“ erläuterte Antonie. „Ah, Thereſe!“ ſagte Dehnhardt, als ob es hierbei etwas verwunderliches gäbe. „Rufe ſie doch herein,“ meinte Pauline aus ihrem

Lehnſtuhle am Fenſter. „Sie ſcheint ganz überhört zu haben, daß der Herr Sanitätsrat gekommen iſt.“ —

Thereſe trat ins Zimmer und eilte auf den Doktor zu. Vor ihm fürchtete ſie ſich nicht, er war ein ſo alter Bekannter, er bekam ihre dunkelblauen Augen zu ſehen, für ihn hatte ſie ein Lächeln, das ihre feinen weißen Zähnchen zwiſchen den zarten Lippen für einen Augenblick ſehen ließ.

Der Arzt ſtand auf und ſchüttelte dem Mädchen die Hand. Mit dem Eintritte des Kindes hatten ſich die drei alten runzeligen Geſichter unbewußt verklärt, als ſeien ſie plötzlich um viele Jahre jünger geworden. —

Thereſe ſetzte ſich. Der Arzt erzählte von dieſem und jenem, von den Ausſichten der bevorſtehenden Badeſaiſon, eine wichtige Angelegenheit für die kleine Hafenſtadt, durch die jeden Sommer viele Seebadreiſende nach Wyk und Sylt und Amrum ihren Weg nehmen.

Das Geſicht des Arztes war Thereſe von Jugend auf vertraut, und doch ſetzte ſie es jedesmal von neuem in Erſtaunen. Es war ſo merkwürdig alt und verwittert. Dieſe tiefen Falten um den bartloſen Mund, der große kahle Schädel, die mächtige, weitvorſpringende Naſe, dazu die kleinen ſcharfen Augen unter buſchigen weißen Brauen, und dann der Kranz grauer Haare, der aus der Binde heraus zum Kinn

emporſtrebte, das alles hatte etwas halb drolliges halb unheimliches für Thereſe.

Sie hatte noch nicht vielen Männern ins Geſicht geſchaut. Einer von ihren Tänzern war hübſch geweſen, ſoviel wußte ſie; aber das hatte ſie mehr geahnt als geſehen. Wie konnten nur Mädchen ſo frei mit Männern verkehren, wie ſie es von ihren Bekannten geſehen, oder gar, wie konnte man ſich von einem Manne umarmen und küſſen laſſen, wie ſie es als etwas ganz alltägliches und natürliches in Romanen geleſen hatte. Sie erſchrak bei ſolchen Gedanken und doch liebte ſie mit ihnen zu ſpielen.

Das Mädchen dachte viel über dergleichen nach, ganz im Geheimen, wenn ſie ſich unbeobachtet wußte. Dann brannten ihre ſonſt ſo bleichen Wangen, und ihre Augen glänzten wie von einem verſteckten Feuer.

Manchmal des Nachts, wenn ſie ſchlaflos in den weichen Kiſſen lag, überkam ſie eine Sehnſucht nach einem Bilde, einer Erſcheinung. Sie hatte niemals ſo ein Geſicht, ſo eine Geſtalt in Wirklichkeit geſehen; es war eine Schöpfung ihrer Phantaſie, und doch ſah und fühlte ſie dieſes Geſchöpf und ſtand in Verkehr mit ihm. Eine Art von Extaſe ergriff ſie, wenn dieſes Bild hüllenlos vor ihr aufſtieg, ſie ſchloß die Augen und öffnete den Mund wie zum Kuſſe, ein beſeeligter Ausdruck lag auf ihren Zügen. Dann begriff ſie, was der Ausdruck bedeute: „In Liebe ent-

brennen" — ein Wort, das ihr ſchon als kleinem Mädchen im Religionsunterrichte aufgefallen war und das ſie ſeitdem nie wieder vergeſſen hatte. —

Tante Antonie meinte jetzt, Thereſe könne in den Garten gehen. „Aber nicht ſetzen, Thereſe, hörſt Du!" ermahnte ſie, „es iſt noch zu feucht." Das Mädchen ging, ſie wußte, jetzt wurde über Dinge geſprochen, die ſie nicht hören durfte.

Als Thereſe gegangen, trat eine Pauſe ein. Dr. Dehnhardt räuſperte ſich, die Tanten ſahen einander an, eine erwartete von der anderen, ſie ſolle beginnen.

Endlich ermannte ſich Antonie und ſagte: „Wir wollten wegen Thereſe mit Ihnen ſprechen, Herr Sanitätsrat." —

„Ah hm!" brummte der Arzt.

„Das Kind iſt nicht, wie es ſein ſoll," fiel Pauline ein.

„Was ſind die Symptome?" fragte Dehnhardt.

„Das wiſſen wir ja eben nicht."

„Hat ſie Appetit, ſchläft ſie?" examinierte der Arzt.

„Sie ſeufzt Nachts und liegt ſehr unruhig" brachte Antonie hervor.

„Und häufig weint ſie, daß einem das Herz brechen könnte; und niemand thut ihr doch etwas zu Leide," ergänzte Pauline.

Der Arzt legte ſein Geſicht in ernſte Falten.

„Es iſt doch ſo ängſtlich," fuhr Pauline fort,

„wenn man gar keinen Grund weiß. — Und dann ihre Anfälle —“

Pauline ſtockte bei dem verhängnißvollen Worte, ſelbſt erſtaunt, daß ſie es überhaupt auszuſprechen gewagt.

„Die Anfälle — ja dieſe böſen Anfälle!“ murmelte Dehnhardt. Er ſtrich ſich einige Male unruhig mit der Hand über den breiten Mund und die Bartkrauſe, offenbar beſchäftigten ihn Gedanken, die er nicht ausſprechen wollte.

Vor ſeinem geiſtigen Auge erhob ſich ganz urplötzlich eine Geſtalt: Thereſens Mutter. Ein feines Geſicht mit dunklen Augen. In einer ärmlichen Stube hatte er ſie gefunden, angethan mit ſchmutziger Wäſche, in einem verwahrloſten Bette. Blaß und mager war ſie geweſen nach der überſtandenen Geburt, aber noch jetzt, wenn Dehnhardt an ſie zurückdachte, verſtand er, daß ſie hatte Liebe einflößen können. Die Tochter wird ihr ſehr ähnlich, dachte er bei ſich.

Pauline unterbrach ſein Nachſinnen. „Es iſt ja vielleicht lächerlich,“ meinte ſie, „ſich ſolche Sorgen zu machen, aber wer kann es uns verdenken.“

„Wie meinen Sie?“ fragte der Arzt zerſtreut.

„Wir haben doch nun einmal die Pflege des Kindes übernommen, und uns trifft dann alle Verantwortung, wenn ihr etwas zuſtößt.“

„Wenn man eben nur einen Blick in ihr Seelenleben werfen könnte," meinte der Arzt, den Zeigefinger an seiner mächtigen Nase reibend und die Stirne runzelnd. Er sprach mehr zu sich selbst als zu den Damen. Laute Selbstgespräche gehörten zu seinen Eigentümlichkeiten. „Aber wer kann denn überhaupt in einer Seele lesen. Da hört unsre Kunst auf, da, wo sie gerade anfangen sollte. Wer versteht denn diese kleine Therese — kennt man sie — weiß man denn, was in ihr vorgeht —"

Hier unterbrach ihn Antonie.

„Aber, Herr Sanitätsrat, wir kennen doch unsere Nichte von Jugend auf. Vor uns hat sie keine Geheimnisse."

„Schon gut — schon gut! Geheimnisse. — Natürlich hat sie keine Geheimnisse — was man für gewöhnlich Geheimnisse nennt, und trotzdem sage ich Ihnen, wir kennen sie nicht, rein garnicht. Bei der Frau dreht sich alles um einen Punkt, das ist eine alte Geschichte. — Doch das führt mich ab. Mit einem Worte, es muß etwas geschehen für das Kind, ehe es zu spät ist." — Er schwieg und machte das böse Gesicht, das er stets zeigte, wenn er über eine Sache tief nachdachte.

„Eine Kur diesen Sommer!" stieß er dann abrupt hervor. „Bäder, Stahlquelle — Franzensbad! Jawohl, gehen Sie mit dem Mädchen nach Franzensbad!"

Für die Tanten bedeutete dieſer Vorſchlag natürlich etwas außerordentliches. Eine Badereiſe und nochdazu ſo weit, in ein fremdes Land. Sie brauchten einige Zeit, um ſich an den Gedanken zu gewöhnen.

„Und das wird helfen?“ fragte Pauline kleinlaut.

„Hoffen wir es“ meinte Dehnhardt. „Uebrigens würde ich Ihnen vorſchlagen, von Franzensbad aus nicht direkt hierher zurückzukehren. Machen Sie einen Halt in Dresden. Das iſt eine Stadt mit gutem Klima, und bietet des Intereſſanten viel. Vor dreißig Jahren etwa bin ich ſelbſt dort geweſen. Es iſt Zeit, daß Thereſe mal was von der Welt zu ſehen bekommt — andere Verhältniſſe. Sie verſauert mir hier.“

„Nun, ich dächte, wir thäten doch alles mögliche für das Mädchen“ meinte Antonie etwas gereizt.

„Gewiß, Fräulein Köhne! — Sie mißverſtehen mich. Sie beide haben in einer Weiſe für das Kind geſorgt, die garnicht genügend anerkannt werden kann.“

„Aber, Sie meinten doch —“

„Nun ja — ich meinte — es iſt ſchwer auszudrücken. Ganz im allgemeinen geſprochen: Jede Frau braucht einen Lebenszweck, etwas, womit ſie Geiſt und Gemüt ausfüllen kann, ſonſt kommt die weibliche Natur leicht auf Abwege. Die Frau braucht Gegenſtände, an die ſie ihren Ueberſchuß von Gefühl und Liebe, oder wie ſie es ſonſt nennen wollen, ver-

ſchwenden kann. Hat ſie keinen Mann, oder keine Kinder, ſo muß —“

Hier unterbrach Antonie den Arzt. Sie wußte, daß er unberechenbar war, wenn er auf dieſes Thema im Sprecheifer geriet. Er ſchien bereits vergeſſen zu haben, wen er vor ſich hatte. „Aber was hat das mit Thereſe zu thun?“ fragte ſie.

„Thereſe! Ja nun — natürlich, ſie braucht eben auch etwas, wofür ſie ſich intereſſiren kann. So darf ſie nicht weiter leben, ohne Beſchäftigung, ohne eigentlichen Lebenszweck. Vergeſſen Sie nur nicht, meine Damen, die menſchliche Natur hat zwei Seiten, die vegetative, alſo das pflanzenartige: Ernährung, Wachstum und alles was dazu gehört, das, was ſinnenfällig iſt; aber die andere Seite, die man nicht mit Händen greifen, oder ſehen und riechen kann, das Seelenleben, die unſichtbaren Vorgänge in uns, die werden doch ſchließlich von dem erſtgenannten bedingt, ſie hängen aufs Engſte mit dem Körperlichen zuſammen und umgekehrt, ſie beeinfluſſen den Körper wieder. Dieſer Umſtand wird viel zu leicht überſehen. Und die Damen beſonders, die ſchämen ſich womöglich ihres Körpers und ſeiner natürlichen Bedürfniſſe. Das iſt Unſinn, ſage ich Ihnen; es iſt geradezu unrecht. Das Natürliche ſoll man ſo nehmen, wie es iſt, vor allem ſollte man viel offener darüber ſprechen. Unſere An-

ſchauungen und Sitten ſind in dieſer Beziehung ganz verkehrte —"

„Aber Herr Sanitätsrat!" Antonie blickte ihn vorwurfsvoll an, er war doch unverbeſſerlich.

„Gut, gut! Ich weiß, Sie wollen das nicht Wort haben, aber ich ſterbe auf dieſe Anſicht, obgleich ich die Welt nicht reformieren werde. Ich habe ſchon ſo viel Unglück aus falſcher Scham hervorgehen ſehn. Alſo, nur noch eine Frage: Glauben Sie denn wirklich, daß Thereſe nur ſo hinlebt wie eine Pflanze, das heißt, daß es mit Eſſen, Trinken, Verdauen und Schlafen ſein Bewenden hat bei ihr? — Sie hat ein ſehr entwickeltes Gefühlsleben, gerade dieſes Mädchen, das ſage ich Ihnen. Schon als ganz kleines Kind war ſie hochnervös, und empfänglich für Reize aller Art. Jetzt weiß ſie das beſſer zu verbergen. Wieder falſche Scham, reſultierend aus einem grundfalſchen Erziehungsſyſteme. Solche Perſonen ſollte man mit Offenheit behandeln, das wäre eine Art geiſtiger Kaltwaſſerkur. Anſtatt deſſen werden ſie mit weichlichen Lügen großgezogen, Geiſt und Körper in weichen Kiſſen. Kein Wunder, wenn dann die Sinnlichkeit überreizt wird und krankhafte Ausartungen zeigt."

Die alten Damen ſchwiegen zu alledem, aber ihre Geſichter drückten eine ſolche ehrliche Beſtürzung aus, daß Dehnhardt es bemerkte und ſeinerſeits verlegen wurde.

Um jeden Preis wollte er den peinlichen Eindruck seiner letzten Worte verwischen und meinte: „Ja, ja, gehen Sie also nur nach Franzensbad mit Thereſe. Und wenn die Kur dort anſchlägt, was ich beſtimmt hoffe, nach Dresden. Eine kleine Reiſe, das wird Ihnen ſelbſt auch gut thun. Einmal heraus aus dieſen ſtagnierenden Verhältniſſen hier. Ich ſelbſt thäte es nur gar zu gern auch, ich ginge wirklich gleich mit, aber ich kann meine anderen Patienten doch nicht im Stiche laſſen.“ —

* * *

Es war ein halbes Jahr ſpäter in Dresden. —

Anna Torſteſon ſaß in ihrem kleinen einfenſtrigen Zimmer in der dritten Etage eines großen neuen Hauſes auf der Pragerſtraße, das auf weithin ſichtbarem Schilde die Firma „Hotel und Familienpenſion“ führte.

Sie war Schwedin und hielt ſich in Dresden auf, um in der Gallerie zu kopieren, und ſich nebenbei etwas durch Zeichen- und Malſtunden zu verdienen.

Von kräftiger Figur mit breiten Hüften und entwickelter Büſte würde man, hätte ihr Kopf auf männlichen Schultern geſeſſen, von einem ſchönen Charakterkopfe geſprochen haben; für eine Frau waren die Züge zu ſtark und zu ausgeführt. Nur ihr verſchleiertes mattgraues Auge mit der expanſiven Pupille war ganz weiblich. Anna konnte nicht mehr

ganz jung ſein, ein Paar Fältchen um Mund und Naſe und einige Linien in der breiten Stirn ſprachen von dieſem und jenem Erlebniſſe. Sie war ſehr ſchlicht gekleidet. Der einzige Schmuck, den ſie an ſich trug, war ein natürlicher: ihr ſtarkes goldblondes Haar, das ſich in feſtgewundenen, leuchtenden Flechten, die aus der Goldſchmiedewerkſtatt zu kommen ſchienen, um den ſtarken Kopf legte.

Mit ihr in dem kleinen Raum befand ſich ein junger Mann. Man würde ihm den Maler angeſehen haben, auch wenn er nicht Pinſel und Palette in der Hand gehabt und vor einer Leinewand geſeſſen hätte. Er ſchien in ſeinem Äußeren den Künſtler abſichtlich betonen zu wollen. Die Haare waren lang, der Bart unbeſchnitten, auf ſeiner Sammentjoppe erglänzte mancher Farbenklex. Ein breiter Umlegekragen, der den Hals frei ließ und ein locker geknüpftes Halstuch vervollſtändigten die Erſcheinung zum Typus.

Anna Torſteſon ſaß hinter ihm dicht an ſeinen Stuhl gedrängt, und blickte ihm über die Schulter. Die Beſchränktheit des Raumes ließ wenig Platz. Sie folgte den Pinſelſtrichen, die er that, mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

In dem Zimmer ſtand ein Bett, ein Kleiderſchrank, ein Waſchtiſch, und wo nur ſonſt ein Reſtchen Platz war, lagen und hingen Kopieen, Bilder-

rahmen, Reißbretter, Skizzen, dazwiſchen Schuhe, Bücher und weibliche Toilettenutenſilien.

„Soviel mußten Sie doch ſehen, Anna, daß das total verzeichnet iſt," ſagte der Maler einen Pinſel im Munde haltend und an einem Männerarme korrigierend, „daß Ihr Frauenzimmer auch nie was ganzes leiſten könnt. Der Körper iſt ſonſt gar nicht übel rausgebracht, aber hier, der Ellbogen — ganz verpfuſcht! — Immer nur ein oberflächlicher Firniß von Genialität — Nachäffen, verwäſſern, darin ſeid Ihr groß. Aber ſelbſt ſchaffen, wirklich ſchaffen, nämlich richtig ſehen und das Geſehene neuſchaffen — umſchaffen — —" Die Arbeit nahm ihn zu ſehr in Anſpruch, als daß er die Periode hätte zu Ende führen können.

Anna Torſteſon ſchüttelte den Kopf energiſch, aber um ihren Mund zuckte es ſchmerzlich, als leugne ſie das eben Gehörte äußerlich und müſſe es doch innerlich zugeben.

„Ich war geſtern im Fauſt, zweiten Teil," ſagte ſie nach einiger Zeit und lächelte, „die Stelle paßt recht auf Sie, Reiner — was Mephiſto ſagt: Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du biſt?"

Der Maler lachte auf. „Pah! Soll ich Ihnen Schmeicheleien ſagen, Anna. Darüber ſeien wir hinaus, dachte ich. Sie behaupten doch immer, eine

ſtarke Seele zu ſein, Anna. Wir Männer ſind ja nach Ihrer Anſicht das eigentlich weibiſche Geſchlecht.“

„Ja, das ſeid Ihr auch!“ ſagte Anna mit ſtarker Betonung.

„Warum eigentlich?“ fragte der Maler, ruhig weiter arbeitend während des Sprechens.

„Weil Ihr von nichts Eure Finger laſſen könnt. Jedem Affekte wird nachgegeben. Nach jeder Frucht, die Ihr ſeht, muß gegriffen werden.“

„Askeſe iſt Unſinn!“ erwiderte der Maler kurz und pfiff vor ſich hin. Minuten vergingen in Schweigen. „So!“ ſagte er endlich, und beugte ſich nach hinten über, um das Bild beſſer zu überſehen, „jetzt wäre der Sache abgeholfen. Das übrige können ſie ſelbſt machen, hier die Falten und das Diadem. Das Diadem behandeln Sie mir mit beſonderer Liebe, hören Sie, Anna. Recht ſcharfe Schlaglichter! Den Leuten muß es zu Mute werden, als ob ſie vor einem Juwelierſchaufenſter ſtünden. Man darf den Spießbürger übertölpeln, das iſt mein neueſter Grundſatz. Fleiſch muß man malen, daß ſie denken, ſie ſind in der Schlächterei. Sie ſollen mal ſehen, wie Ihre Bilder abgehen, wenn Sie nach dieſem Grundſatze verfahren.“

Er war aufgeſtanden und ſtand breitbeinig vor ihr, den ſchwarzen Kalabreſer in der Hand drehend

wie ein Rad. „Ich wünsche Ihnen, Anna, daß Sie diesmal Glück haben beim Verkaufe.“

„Ich habe schon einen festen Käufer, oder vielmehr zwei Käuferinnen,“ meinte sie und schob die Staffelei vom Fenster weg in die Ecke.

„So — hm! — Wohl die Hosteinischen Damen — was?“

Anna nickte.

„Das ist ja ne ganze dicke Freundschaft geworden zwischen Ihnen und den alten Jungfern. — Gute Thiere sind's übrigens, das sieht man ihnen gleich an.“ —

„Ich danke Ihnen, Reiner!“ sagte jetzt das Mädchen und hielt ihm die Hand hin.

„Wofür denn in aller Welt?“

„Für die Korrektur. Kann ich Ihnen nicht irgend einen Gegendienst erweisen?“

„Aber, Anna — so stehen wir doch nicht zu einander.“

„Gott — umsonst ist in der Welt nur der Tod.“

Der Maler lachte und strich seinen langen dunklen Bart nach unten, dann stülpte er ihn in die Höhe und nagte mit den Zähnen an den Spitzen der Haare herum. Anna war inzwischen an ihren Waschtisch getreten und wusch sich mit aufgestreiften Ärmeln die Hände.

„Sie mögen Recht haben,“ meinte Reiner, „näm-

lich, daß nichts in der Welt umſonſt iſt. — Wenn Sie durchaus wollen, dann könnten Sie mir einen Gefallen thun, Anna — einen ſehr großen ſogar."

„Nanu!" rief Anna und drehte ſich nach ihm um. „Das wäre ja das erſte Mal, ſeit München. Können Sie warten, bis ich Bezahlung habe für das Bild?"

„Unſinn! Anpumpen will ich Sie nicht, das habe ich mir feſt vorgenommen; das paſſiert nicht wieder. Sie ſind mir wirklich zu anſtändig."

„So!" ſagte das Mädchen, ſich die Hände abtrocknend. „Dazu bin ich Ihnen zu anſtändig."

„Ja, das ſind Sie, Anna — anſtändig, durch und durch! Wenn man bedenkt, wie Sie ſich durchſchlagen müſſen."

Anna lächelte melancholiſch. Er hatte ſich inzwiſchen auf ihr Bett geſetzt, die Kiſſen ſanken tief unter ſeiner Laſt ein, er ſchwenkte den Hut zwiſchen den herabhängenden Beinen, geſenkten Hauptes, ſaß er ſo, offenbar einen Gedankengang verfolgend.

„Alſo — was wollen Sie von mir, Reiner, wenn's nicht Geld iſt?"

„Rund herausgeſagt, es handelt ſich um die Damen, von denen wir vorhin ſprachen. Oder vielmehr um deren Nichte, oder Pflegetochter, oder was ſie ſonſt iſt — um die handelt ſich's."

„Reiner!" rief Anna in ehrlichem Staunen. „Sie, auf Freiersfüßen!"

„Heiraten! — Ich denke nicht daran. Lieber ſterben!“

„Was wollen Sie denn von der kleinen Thereſe?“

„Haben Sie ſtarke Nerven, Anna?“

„So ziemlich.“

„Alſo, kurz geſagt — Ich muß das Mädel haben, als Modell.“

„Wollen Sie Thereſe porträtieren?“

„Ja — eigentlich noch mehr als das. Ich muß ſie in ganzer Figur haben. Verſtehen Sie, Anna?“

„Ganz?“

„Ja, ſie muß mir Akt ſtehen — ſo — wie ſie Gott geſchaffen hat.“

„Reiner, das iſt unmöglich!“

„Nichts iſt unmöglich, Anna.“

„Aber das gehört zu den Unmöglichkeiten, die wirklich unmöglich ſind. Die Tanten — die prüden alten Damen! Und Thereſe ſelbſt, ſie ſtürbe ja vor Scham, ehe ſie ſich auszöge.“

„Ich muß ſie aber haben.“

„Wozu denn nur in aller Welt? Es laufen doch genug Modelle herum. Warum ſich denn grade auf die eine verſtürzen, die auf keinen Fall zu haben iſt?“

„Haben Sie denn meine Unſchuld vergeſſen, Anna?“

„Ihr Bild?“

„Ja, mein projektiertes — mein Idol, mein Traum — die noch unsichtbare Gottheit, welche ich anbete."

„Das ist ja Unsinn!"

„Wo soll ich denn ein ähnliches Modell herkriegen zu meinem Bilde, wie dieses Mädel? - Als ich sie neulich zum ersten Male sah, unten bei der Table d'hote, da war mir's ja wie ein Blitz im Gehirn; das ist deine Unschuld schrie's in mir. Ich wäre bei einem Haare aufgesprungen —"

„Sie haben das arme Ding nicht wenig in Verwirrung gebracht durch ihr Anstarren. Auch den beiden Tanten ist Ihr Benehmen aufgefallen."

„Dafür kann ich nichts. Zähme sein Temperament, wer keines hat. Verstehen Sie denn das nicht, Anna? Sie sind doch auch Künstler. Dieses Mädel hat mir die Vorsehung geschickt. Das ist ja meine Idee in Fleisch und Blut übersetzt, so wie ich sie gesehen habe in Träumen — rothaarig, mit diesem scheuen Blick, der verschämten Haut. Haben Sie sich die Haut mal näher angesehen, eine äußerst seltene Nüance, wenn sie errötet, wie rosa Seide. Und diese Büste! — Alles, wie ich es haben muß, genau so — knospenhaft, verschämt, die Sinnlichkeit gerade nur angedeutet. — Und dieses Mädel entkleidet. Ich ahne sie bereits, — entzückende magere Gliedmaßen, — unbehülflich in jeder Bewegung. — Das habe ich ja

geſucht — überall — und nirgends gefunden. Wie viele Modelle habe ich nun ſchon gehabt für das Bild? Keins taugte was. Ein Kind kann ich nicht nehmen, das würde der Idee nicht entſprechen; es muß ein Weib ſein, ein Weib und doch eben noch unentwickelt, unberührt. — Suchen Sie das einmal, Anna, bei einem profeſſionellen Modelle — man meint die Fingerſpuren auf ihnen zu ſehen. — Neulich ſah ich eine, von der ich was hoffte, ein Ladenmädel. Von Akt ſtehen wollte ſie nichts wiſſen, das hielt ſie für unanſtändig. Ich mußte ihr weißmachen, daß ich ſie aushalten wolle. Das hat mich ne ganze Maſſe Geld gekoſtet. Und wie ſich das Mädel auszieht, da ſehe ich's auf den erſten Blick — unbrauchbar. Sie war nicht ſchlecht gebaut, auch die Büſte leidlich konſerviert, aber es fehlte ihr eben jenes gewiſſe etwas — ich kann's nicht beſchreiben. Und das hat eben Ihre rothaarige Freundin."

„Das nützt Ihnen alles nichts, Reiner. Schlagen Sie ſich's nur aus dem Sinn. Thereſe iſt ein anſtändiges Mädchen."

„Zum Teufel! Die Kunſt iſt auch nicht unanſtändig. Wird ihr grade was ſchaden, wenn ſie in mein Bild kommt. Ein äußerſt anſtändiges Sujet noch dazu. Ich habe mich jetzt entſchloſſen, das Ding in Lebensgröße zu malen, erſt war's auf dreiviertel berechnet. Aber das ſchien mir nicht naturwahr genug.

Die Staffage iſt ſchon ſo gut wie fertig, nur die Hauptfigur fehlte mir noch. Wenn das Bild glückt — ich wage kaum daran zu denken. Mache ich damit kein Aufſehen, dann will ich nur noch Stilleben malen.“

„Wie war's denn eigentlich gedacht, Reiner? Ich habe noch gar nichts davon geſehen.“

„Hören Sie mal her, Anna! Aber wirklich mit Ohr und Herz verſuchen Sie mich zu verſtehen.“

„Ich werde es verſuchen.“

„Alſo: Meeresküſte, öder zerriſſener Fels, ein Fetzen dunkelblauen Himmels, auf dem Geſtein brütet grelles Mittagslicht. Leichtgekräuſeltes blaugraues Meer mit weißen Wellenkämmen in der Ferne, ein ſchmaler grünlich durchſichtiger Streifen über gelben Uferſand nach dem Felſen leckend. Das iſt das Milieu. Haben Sie das, Anna? — Nun die Figuren. Ein Mädchen, lebensgroß, nackt, ſetzt eben zaghaft den vorgeſtreckten Fuß in's Waſſer, die eine Hand auf dem zartſchwellenden Buſen, die andere hält ſich ängſtlich an vorſpringendem Geſtein feſt. Ihre Kleider liegen im Bündel hinter ihr. Sie iſt rothhaarig. Die Flechten ſind geöffnet, fließen ihr über die Schulter, verbergen aber ſo wenig wie möglich von dem knospenden Leibe. Der Geſichtsausdruck verlegen lächelnd, als ſchäme ſie ſich ihrer Nacktheit vor den Steinen. Aber ganz naiv — verſtehen Sie, ſo

wie Menſchen lächeln, wenn ſie ſich unbeobachtet glauben — ohne Verſtellung. Und gemalt muß das ſein, daß man die Wärme zu fühlen glaubt, die von den Felſen zurückprallt und den Wind ſieht, der um ihre Glieder ſpielt. — Sehen Sie das alles vor ſich, Anna — ja?"

„So ungefähr."

„Dann unterbrechen Sie mich nicht. Die Hauptſache kommt noch, der Haupteffekt, der eigentliche Trick. Hinter dem Mädchen, nein, beinahe über ihr, in den Klippen, lauernd — ein Kopf, ein Männergeſicht, in furchtbarer Nähe, drohend über der Unſchuld — nichts weiter als der Kopf, auf magerem Halſe, geierartig, das übrige deckt der Fels. Wildes Haar, gierige Augen, Lippen, die vor wollüſtiger Begierde lechzen — ein Raubthier, das ſich an dem weißen Fleiſch, ſeiner Beute, weidet."

„Das iſt gut!"

„Nichtwahr?"

„Ja, das iſt originell."

„Ich hab's ja gefühlt, als mir der Gedanke kam, blitzartig, wie einem ſo etwas kommt, das muß ein Treffer werden. Wie hat man denn bisher die Unſchuld dargeſtellt? Alles nur Allegorie, bloße Allegorie! Ich will ſie leibhaftig darſtellen, daß jedermann ſchreien ſoll, das iſt ſie. Monatelang trage ich die Sache nun ſchon mit mir herum, wenn ich die

Augen zumache, ſehe ich ſie vor mir, daß ich mit Händen danach greifen möchte. Und wenn ich's auf die Leinwand werfen will, dann iſt's aus. Dreimal habe ich mich ſchon drüber gemacht, und hab's wieder weggewiſcht, immer war's ne ſteifbeinige Puppe geworden, ohne Leben und Wahrheit. — Ich brauche eben ein Weib, das mich inſpiriert. Ich will keine Idealfigur ſchaffen, wie unſere Modeklexer, halb Engel, halb Gliederpuppe. Einen ganz beſtimmten Körper will ich hinſtellen, mit allen ſeinen Eigentümlichkeiten und Fehlern." —

Reiner war in ſeiner Erregung vom Bette geſprungen und durchmaß das kleine Zimmer, mit ſeinen großen Gliedmaßen ſtieß er überall an. Schließlich blieb er vor Anna ſtehen, die ſich auf einem Stuhle niedergelaſſen hatte.

„Glauben Sie, daß ſie es thut, Anna? — Halten Sie es für möglich? Sie ſehen, was davon abhängt für mich."

„Soll ich Ihnen die Wahrheit ſagen, Reiner? — Sie thut's nicht, niemals! Ich habe in meinem Leben kein ſchüchterneres, verſchämteres Weſen geſehen als dieſe Thereſe. Sie iſt eine von den Pflanzen, wie heißen ſie doch gleich, die ſich bei der geringſten Berührung ſofort ſchließen."

„Glauben Sie denn nicht, Anna, daß ich einigen Eindruck auf ſie gemacht habe?"

„Sie — auf Thereſe?“

„Ja, das dachte ich.“

„Weil Sie ihr beim Table d'hote gegenüber geſeſſen haben — Reiner, Sie ſind doch noch ganz der Alte, unverbeſſerlich in Ihrer Eitelkeit.“ —

„Warum errötete ſie denn ſo, als ich ſie grüßte.“

„Das thut ſie immer, ſelbſt wenn ich mit ihr ſpreche. Es iſt krankhaft bei ihr — eine Art Manie, weiter nichts. Nein, guter Reiner, da haben Sie doch Ihre eigene Gefährlichkeit überſchätzt.“ — Dabei blickte ſie ihn nicht ohne Spott an.

Er fuhr ſich in nervöſer Haſt mit der Hand durch die Haare. „Da ſoll doch gleich . . .“ rief er ärgerlich. „Ich werde raſend, ich bin unglücklich, wenn aus dem Bilde nichts wird. Ein berühmter Mann könnte ich werden und ſo gehe ich wahrſcheinlich unter.“

Anna zuckte die Achſeln verächtlich. „Das ſtarke Geſchlecht!“ ſagte ſie.

Er achtete nicht weiter auf ihre Bemerkung. „Wenn man Suggeſtion anwendete — Dem Mädel den Gedanken in den Kopf ſetzen, daß ſie überhaupt nicht anders könnte. Oder, wenn man ſich an die Tanten ranmachte, ich glaube, die alten Schachteln wären am Ende rumzukriegen, ſo oder ſo — Was, Anna? Meintswegen will ich mich auch als Freier aufſpielen, wenn Sie denken, das könne

was nützen. Glauben Sie, daß ſie darauf anbeißen würden?“

„Sie ſprechen doch hoffentlich nicht im Ernſte, Reiner?“

„Mein heiligſter Ernſt! Wenn es der Kunſt gilt, bin ich grauſam, gemein, brutal. Ich fühle, ich könnte meine Mutter umbringen, wenn mich das förderte. Wozu iſt ſo ein Mädel da? Doch nicht, um ihre Formen hinter einem ſchlecht ſitzenden Korſett zu verſtecken. Ich will ja nichts weiter von ihr, als zwei bis drei Sitzungen. Sie mag ſich die Augen verbinden, wenn ſie ſo albern iſt, ſich ihrer Schönheit zu ſchämen. Meintswegen kann auch ein anderes Frauenzimmer dabei ſein — Sie, zum Beiſpiel, Anna.“ —

„Niemals!“

„Stellen Sie ſich doch nicht ſo komiſch an. Da wird für Frauenemanzipation geſchwärmt und mit Gleichberechtigung der Geſchlechter dicke gethan. Hier zeigen Sie mal, daß Sie frei ſind von Vorurteilen.“

„Vorurteile ſind's gewiß nicht.“

„Was denn ſonſt?“

„In jedem anderen Falle würde ich Ihnen gerne behülflich ſein.“

„Warum denn in dieſem nicht?“

„Weil ich das Mädchen kenne, und weil ich ſie ſehr lieb habe.“

„Redensarten!“

„Sie ist ein beklagenswertes, krankes Geschöpf!“

„Was soll ihr denn fehlen?“

„Das kann ich Ihnen nicht einmal sagen. Dazu gehört eine Frau, um das zu verstehen.“

„Das klingt ja interessant.“

„Und das soll niemand ausnutzen, wenigstens mit meiner Zustimmung nicht.“

„Anna, machen Sie doch keine Ausflüchte. Was Sie da reden, hat ja alles gar keinen Sinn. Helfen Sie mir zu dem Modell. Dann will ich Ihnen für's ganze Leben dankbar sein.“

Er gab seinem Gesichte einen besonderen weichen, bittenden Ausdruck, und versuchte ihre Hand zu ergreifen.

„Anna, ich verspreche Dir, ich will Dein Sklave, Dein Hündchen sein.“

„Lassen Sie den Unsinn!“

„Anna — bist Du eifersüchtig?“

Sie lachte kurz und hart. „Sie sind kindisch, Reiner.“

„Anna!“

„Nennen Sie mich lieber, Fräulein Torsteson, das wird sich besser schicken. Außerdem haben wir das „Sie“ mit einander ausgemacht.“

„Sie verweigern mir also Ihre Hülfe?“

„Ja!“

Er ſah ſie mit einem böſen Blicke an und unterdrückte einen Fluch. „Daß Ihr Weiber in jede Sache Eure perſönlichen Gefühle miſchen müßt.“

„Von perſönlichen Gefühlen iſt hier garnicht die Rede.“

„Doch! Das machen Sie mir nicht weiß. Aus Ärger, weil Sie ſich gekränkt fühlen, wollen Sie mir den Plan verderben.“

„Soviel ſind Sie mir jetzt garnicht mehr wert, Reiner,“ ſagte ſie, und ihre ſonſt matten, verſchleierten Augen blitzten ihn an.

„Nun, dann ſind wir ja fertig!“ Er ſetzte den Hut auf und ſchlug ihn mit der flachen Hand an den Kopf feſt. „Ich werde das Mädel auch ohne Sie kriegen, das verſichre ich Ihnen.“

Damit drängte er ſich an ihr vorbei, ſie unſanft anſtoßend, und ſchmetterte die Thür hinter ſich in's Schloß.

* * *

Vom nächſten Tage an kam der Maler Reiner täglich zum Table d'hote des Hotels.

Anna Torſteſons ſcharfem Blicke entging es nicht, daß er ſich Haupt- und Barthaar hatte zuſtutzen laſſen. Auch trug er ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit einen ſchwarzen Gehrock. Von Öl- und Farbenflecken war nichts an dem ganzen Manne zu bemerken.

Der Oberkellner hatte ihn auf beſonderen Wunſch, dem Reiner durch ein Stück Edelmetall vermehrtes Gewicht gegeben, neben die „Holſteiniſchen Damen“, wie ſie im Hotel hießen, geſetzt.

Der Maler ſaß Seite an Seite mit Fräulein Pauline Köhne und nahm ſchon nach dem Fiſch die Gelegenheit wahr, als ſie nach der Waſſerflaſche griff, ſich behülflich zu erweiſen und ein Geſpräch anzuknüpfen. In wohlgeſetzten Redewendungen ſprach er vom Wetter, der Umgebung Dresdens und dem Theater. Das alte Fräulein, das Anfangs etwas erſchrocken war, als ihr Nachbar ſie anredete, begann nach einiger Zeit zu finden, daß er ein artiger junger Mann ſei, der ſehr nett Unterhaltung zu machen verſtünde, und folgte ſeinen Worten mit ſichtlichem Wohlgefallen.

Thereſe ſaß zwiſchen Tante Pauline und Anna Torſteſon. Das Mädchen hatte in dem letzten halben Jahre viel an Lieblichkeit gewonnen. Ihre Reize waren auch jetzt noch keine aufdringlichen, aber ſie feſſelten, wenn man einmal auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam geworden war.

Dieſe geſenkten Augen, die, wenn ſie kurz und ſcheu aufgeſchlagen wurden, ſagen zu wollen ſchienen: „berühre mich nicht, auch mit den Blicken thu's nicht!“ und jene zaghafte Befangenheit ihrer Bewegungen, die von der Beſorgniß ſprach, auch nur etwas von

dem Körper ahnen zu laſſen — hatten etwas rührendes und zugleich die Phantaſie anreizendes.

Wie verſchieden von Thereſe war die, welche neben ihr ſaß, Anna Torſteſon. Aus dieſen Zügen ſprach Arbeit, Ueberwindung, und wenn Sinnlichkeit darin lag, ſo war ſie zurückgedämmt.

Die Bekanntſchaft zwiſchen Anna und den Holſteinſchen Damen war bei Tiſch entſtanden. Später hatte ſich dann die Malerin angeboten, Thereſe Malunterricht zu erteilen.

Thereſens Talent entwickelt ſich unter dieſer Anleitung garnicht übel. Sie war gewiß nicht genial, aber ſie beſaß einen ausgeſprochenen Sinn für formale Schönheit. Anna hatte das bald herausgefunden und nahm Thereſe häufig mit in die Gallerie, um ſie ihren Geſchmack an wirklichen Kunſtwerken bilden zu laſſen.

Auch die Tanten freundeten ſich mit der Malerin an. Man ging gemeinſam ins Theater und beſuchte die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Weitere Bekannte hatten die Damen Köhne nicht. Sie waren ächte norddeutſche Naturen in ihrer Schwerfälligkeit und Zurückhaltung. Selbſt in Franzensbad, wo ſie nahe an zwei Monate geweſen, hatten ſie keinerlei Badebekanntſchaften angeknüpft. Um ſo feſter hielten ſie an der einmal geſchloſſenen Freundſchaft mit Anna Torſteſon.

Bei den intimen Beziehungen die ſich zwiſchen den

Frauen gebildet, hatte es nicht fehlen können, daß Anna gelegentlich nach Thereſens Eltern forſchte. Die ſichtliche Beſtürzung, in welche die Tanten durch dieſe Frage gerieten, machte Anna ſtutzen, ſie fragte nicht weiter. Gelegentlich erfuhr ſie dann einmal, daß die alten Damen Schweſtern von Thereſens Vater ſeien, und nun gab ihr der Unterſchied der Familiennamen Aufſchluß über die Abkunft des Mädchens.

Anna Torſteſon hatte eine wirklich tiefe Neigung zu Thereſe gefaßt. Es war mehr als Mädchenfreundſchaft. Innigſtes Mitleiden lag dem Gefühle zu Grunde. Wenn Jemand das rothaarige Mädchen zu begreifen im Stande war, ſo war es Anna. Sie verſtand die Sprache von Thereſens ſcheuen Blicken, ſie begriff, warum das Mädchen ſo plötzlich und ſcheinbar ohne Grund die Farben wechſelte und den Arm der Freundin mit einer Kraft drückte, die Niemand dieſen zarten Fingern zugetraut hätte.

Wie war ſie heute wieder erbebt, als der ſchwarzbärtige Maler eintrat, und mit einer Verbeugung, die ebenſo gut Thereſe als Anna gelten konnte, Platz nahm. „Ich werde das Mädel auch ohne Sie kriegen“, ſo klang's noch in Annas Ohren. „Niemals!“ ſagte ſie zu ſich, und ſah mit beſonderem Intereſſe auf das liebliche Geſicht neben ſich. Weibliche Schamhaftigkeit miſchte ſich in ihre Gefühle, ein Reſt von Prüderie. Sie hatte in dieſem Augenblicke ganz vergeſſen, daß ſie

für Ibſen ſchwärme, und in Schwediſchen Blättern für Frauenemancipation manche Lanze gebrochen hatte.

Eiferſucht erfüllte ſie — freilich im entgegengeſetzten Sinne, wie ſie der Maler geſtern gemeint hatte. Die Zeiten waren für Anna vorüber und begraben, wo Reiners wehender Bart und ſeine dunklen Augen Eindruck auf ſie gemacht hatten.

Zehn Jahre war ſie nun ſchon von der Heimath fort. In Paris hatte ſie ſich einige Zeit aufgehalten, dann in Deutſchland. Keinen Biſſen hatte ſie in der Fremde gegeſſen, den ſie ſich nicht ſelbſt verdient. Als ſie von ihrer alten Mutter in Stockholm weggegangen, hatte ſie nicht geglaubt, die Fahrt werde ſo lange dauern. In jugendlichem Vertrauen auf ihre Kraft und ihr Talent meinte ſie, zwei, drei Jahre würden genügen, um ein kleines Vermögen zu erwerben. Es brauchte ja nicht ſo außerordentlich groß ſein, nur ſoviel, um eine Ausſteuer zu beſchaffen und einige Hundert übrig zu haben für den Anfang. Aber das war ganz anders gekommen, als ſie gedacht. Wieviele gab es, gegen die ſie ein Stümper war in ihrer Kunſt, und wie viele mehr noch, die ſich ganz anders auf ihren Vorteil verſtanden, als dieſes hartköpfige Mädchen, mit ſeinen Schrullen von Selbſtachtung und Ehrgefühl. Wirklich hatte ſie nach einigen Jahren in Paris ſich einige hundert Franks erſpart, aber da merkte ſie aus ſeinen Briefen, daß der Mann, dem zu

Liebe ſie dieſen übermenſchlichen Kampf focht, matter, hoffnungsärmer, kühler wurde. Jäh, wie ſie war, in ihren Entſchlüſſen, ſtellte ſie ihn vor die entſcheidende Frage. Die laue Antwort verletzte ſie nur noch tiefer. Sie ſchrieb ihm ab, und verſuchte ſich mit dem bitterſüßen Bewußtſein zu tröſten, daß ſie es geweſen, die einen Unwürdigen verſtoßen habe.

Damals kam ſie beinahe unter die Räder, aber ſie rettete ſich doch noch unbeſchmutzt.

Von Paris aus ging ſie nach München, wo ſie mehrere Jahre verweilte. Die empfangene Wunde vernarbte allmählich. Sie lernte Reiner kennen. Sein guter Wuchs und das Dunkel ſeiner Augen und Haare machten Eindruck auf ihre Sinnlichkeit. Aber Anna trug von der früheren Erfahrung her einen Stachel in ſich, der ſie rechtzeitig warnte, wenn ein Mann ſich in ihr leicht erregtes Gefallen einſchleichen wollte. Mit ſelbſtquäleriſcher Leidenſchaft bekämpfte ſie die weichen, hingebenden, weiblichen Seiten ihrer Natur. Sie triumphierte, als ſie ſich auch dieſem Manne gegenüber ſo weit frei gemacht, um ihn als Schwächling verachten zu können. Es war klare Reſignation in ihren Gefühlen, aber auch die gereizte Bitterkeit des getäuſchten Mädchens.

Inzwiſchen glaubte ſie ſich darein gefunden zu haben, eine alte Jungfer zu werden. Sie war

ſtoiſcher geworden, oder vielmehr eine dickere Kruſte lagerte auf der Glut ihres Innerſten.

Immer ſeltener wurden für dieſes Mädchen die furchtbaren Stunden, wo ſie mit allen Kräften des Willens ankämpfen mußte gegen eine dunkle Gewalt in ihrer Natur. Ein heißer Kampf zwiſchen einem brünſtigen Teufel und dem kühlen Engel Vernunft. — —

* * *

Einige Tage ſpäter gingen Anna Torſteſon und Thereſe zur Gallerie.

Es war ein Tag, an dem kein Entree gezahlt zu werden brauchte, und die Menge der Schauluſtigen war in Folge deſſen groß. In allen Sälen drängten ſich die Menſchen: Künſtler und Laien, Fremde und Einheimiſche, Penſionate, Engländer in grauen Reiſeanzügen mit roten Bädeckern, junge Amerikanerinnen mit offenem Haar, alte Damen in jugendlichen Toiletten, Leute mit Brillen, an die ſie noch Operngucker hielten, Menſchen, die eifrige Studien zu machen ſchienen — einzelne trugen ſogar Notizen in ihre Briefmappen ein — andere, die nur die Bilder der Beachtung wert fanden, welche drei oder mindeſtens zwei Sternchen im Bädeker hatten, welche, die nur gekommen zu ſein ſchienen, um ſich auch einmal auf einem rotplüſchnen Rundſopha wälzen zu können; andere, die eingehende Toiletten-

ſtudien machten und hin und wieder gähnend nach einem Bilde ſchielten. Und dann die ſchreckliche Species derer, die ihre Unkenntniß in Kunſtſachen nicht für ſich als ſtillen Schmerz zu tragen vermögen, die Verzweiflung aller wirklich ernſthaften Betrachter. —

Anna Torſteſon und Thereſe betraten den Rembrandtſaal. Links dicht am Eingang ſaß einer der wenigen Maler, welche heute kopierten, von einer neugierig gaffenden Menge umſtanden.

Unwillkürlich blieben die Mädchen ſtehen, um einen Blick auf die Kopie zu werfen. Das Bild war Rembrandts erſte Frau mit der Nelke in der vorgeſtreckten Hand.

Plötzlich erſchrak Anna. Jetzt erſt hatte ſie auf den Maler geblickt, der in ſeiner grauen Überziehbluſe zuſammengebückt vor der Kopie ſaß und eben Farben auf der Palette miſchte. Die breiten Schultern und das dunkle Haar waren ihr bekannt.

„Komm — wir wollen gehen," ſagte ſie zu Thereſe, und wollte ſie wegziehen. Aber es war ſchon zu ſpät. Der Maler, vom Klange der Stimme getroffen, wandte ſich raſch um und erkannte die Beiden.

Anna fühlte, wie Thereſe ihren Arm heftig drückte. Der Maler war ſchnell aufgeſtanden und drängte ſich durch die Umſtehenden. Er verneigte ſich vor den Beiden und entſchuldigte ſeine Bluſe.

Er habe freilich keinen Damenbeſuch erwartet, meinte er und verſuchte unbefangen zu lächeln.

Anna Torſteſon beeilte ſich, ihm zu erklären, daß nur der Zufall ſie vor ſein Bild geführt habe. „Um ſo glücklicher preiſe ich mich," erwiderte er und warf einen nicht mißzuverſtehenden Blick nach Thereſe hinüber, die wie mit Blut übergoſſen daſtand. Anna ergriff das Mädchen am Arme und wollte ſich mit einem wenig freundlich klingenden: „Guten Morgen!" von dem Maler trennen; aber der war nicht ſo leicht abzuſchütteln, er folgte ihnen, und bot ſich an, die Damen zu führen.

„Ich glaube die Gallerie zu kennen", meinte Anna, und ſah ihn finſter an. Er überhörte das und machte ſich mit irgend einer banalen Bemerkung an Thereſens Seite.

Man war in die Zimmerflucht gekommen, wo die kleinen Niederländer hängen. Reiner wies Thereſe auf dieſes und jenes Bild hin, und richtete hin und wieder Fragen an das Mädchen, die ſie mit geſenktem Blicke kaum hörbar beantwortete.

Anna ging mit düſterer Miene neben ihnen; auf ihren Wangen erſchienen ein paar rote Flecke, die Blicke, die ſie ihm zuſchoß, weisſagten nichts Gutes, doch der Maler kehrte ſich nicht daran.

Er hatte inzwiſchen angefangen von ſeiner Malerei zu ſprechen. Das Kopieren meinte er, ſei nur

eine Arbeit zweiten Grades. Selbſtſchaffen, Componieren, das allein wäre des Künſtlers würdig. Dann erzählte er Thereſe von ſeinem Atelier und von einem geplanten Gemälde, das ihn jetzt ganz beſchäftige.

Aber er kam damit nicht weit. Anna unterbrach ihn ſchroff. „Wir müſſen nach Haus — komm Thereſe!“

„Noch eine Viertelſtunde, Fräulein Torſteſon,“ bat er und machte ihr beſchwichtigende Zeichen mit den Augen. „Vielleicht intereſſiert ſich Fräulein Mahlmann für die neuere Abteilung.“

„Nein!“ ſagte Anna und ſchlug den nächſten Weg nach dem Ausgange ein, ihn ohne Abſchied ſtehen laſſend. —

Auf dem Rückwege zum Hotel war Anna Torſteſon ſehr erregt. Sie gebrauchte Ausdrücke: wie „gewiſſenloſer Menſch — gefühlsroher Egoiſt“. So kam es, daß ſie wenig auf die Züge Thereſens achtete, die ſehr blaß war, und wie geiſtesabweſend vor ſich hinſtarrte. — —

Anna hielt es nach dieſem Erlebniſſe für ihre Pflicht, den Damen Köhne einen Wink in Bezug auf den Maler zu geben. Seine wirklichen Abſichten enthüllte ſie nicht, ſie beſchränkte ſich darauf, ihn als einen „gefährlichen Menſchen“ zu bezeichnen, vor dem man ſich in Acht nehmen ſolle.

Die alten Mädchen waren nicht wenig erſchrocken,

beſonders Pauline fiel geradezu aus den Wolken. Ihr Tiſchnachbar, dieſer wohlerzogene liebenswürdige junge Mann ein gefährlicher Menſch! — Antonie dagegen behauptete, er habe ihr von Anfang an nicht gefallen, ſie habe gleich gemerkt, daß er etwas im Schilde führe. Und Pauline mußte zugeben, daß ſie zu leichtgläubig geweſen ſei. Auf einmal wollten auch ihr ſeine Augen, deren Ausdruck ſie ganz im Stillen ſo „ſeelenvoll und romantiſch“ gefunden, falſch und voller Tücke erſcheinen.

Als Reiner an dieſem Tage zum Table d'hote kam, fand er die Tiſchordnung völlig geändert. Neben ihm ſaß Anna Torſteſon. Thereſe war auf jeder Seite von einer Tante flankiert.

Er aß mit ſchlechtverhehltem Ärger, ſprach kein Wort mit Anna und entfernte ſich noch vor der ſüßen Speiſe. —

Die Eröffnung, die Anna den alten Damen gemacht, brachte bei dieſen den längere Zeit gehegten Plan, von Dresden abzureiſen, zur Reife.

Die Beiden hatten ſchon lange Heimweh empfunden nach ihrem Häuschen droben in Holſtein, nach dem Garten mit dem grünen Stacketenzaun; jetzt, wo der Winter zu Ende ging, kam ja die Zeit, wo der Zaun angeſtrichen werden mußte. Auch das Gartenland war vorzubereiten für die zeitigen Gemüſe. Und nach vielen anderen Dingen fühlten die alten redlichen Seelen Sehn-

ſucht, nach ihren Späziergängen an den Dünen und dem Geruche der Watten, vielleicht auch nach Sanitätsrat Dehnhardt — wenigſtens Pauline erwähnte ihn oft und ſeufzte im Geheimen.

Was waren alle Kunſtſchätze Dresdens für dieſe Beiden, gehalten gegen ihre gemütliche Wohnſtube mit dem weißen Kachelofen, in dem man die Milch ſo gut wärmen konnte, und den Kanarienvogel, der zugedeckt werden mußte, wenn ſich die Menſchen unterhalten wollten, weil er ſonſt unfehlbar dazwiſchen ſchrie — und all den übrigen alten lieben Hausrat.

Wie viel wertvoller war ihnen das Alles in der Erinnerung geworden während dieſes Winters, der ihnen ſo ſchrecklich lang und öde hingeſchlichen am fremden Orte, unter lauter wildfremden Menſchen, mit unverſtändlichen verletzenden Sitten. Da war die amerikaniſche Familie mit den vielen Töchtern, der Schrecken der Damen Köhne. Trug doch die Alte mit dem roten Geſicht und den langen weißen Locken an einem Finger nicht weniger als vier Ringe, die dicht mit verſchiedenfarbigen Steinen beſetzt waren. Und an öffentlicher Mittagstafel trank ſie Milch mit Cognac gemiſcht, während die jüngſte Tochter mit dem langen Haar und den kurzen Kleidern nie ohne ihren Schooßhund zu ſehen war, ſelbſt bei Tiſch nicht, wo ſie ihn küßte und mit allem, was auf die Tafel kam, fütterte.

Und zu guter letzt dieſer Maler, dieſer „gefährliche Menſch“. Was für Erfahrungen! Vor ſolchen Erlebniſſen war man doch daheim ſicher, Gott ſei Dank! Und mächtig erfaßte ſie die Sehnſucht nach der Heimath. Wie zu einem verlaſſenen Geliebten zog ſie's reuevoll zurück. —

Die Abreiſe war ſo gut wie beſchloſſen. Als man aber Thereſe gegenüber davon ſprach, zeigte das Mädchen eine wunderbare Anwandlung. Sie wurde abwechſelnd bleich und rot und kämpfte mit den Thränen. Man fragte ſie nach dem Grunde ihrer Erregtheit, ſie konnte, oder wollte ihn nicht ſagen. Schließlich artete ihr Zuſtand in einen Weinkrampf aus. Selbſt Anna Torſteſon, ihre Vertraute, welche von den erſchrockenen Tanten herbeigerufen worden war, vermochte nichts auszurichten mit Thereſe.

Die alten Damen befürchteten einen der Anfälle, die ſeit Franzensbad nicht mehr aufgetreten waren, und ließen einen Arzt rufen.

Dieſer, ein jüngerer Mann, mit kurzangebundenen Worten und luftigen Manieren, die ſehr gegen das gemeſſen würdevolle Benehmen Doktor Dehnhardts abſtachen, ſtellte Fragen, die den Tanten ſehr indiskret erſchienen. Er wollte das junge Mädchen ganz unterſuchen, doch das wurde ihm nicht geſtattet. Er zuckte die Achſeln, maß den Puls und behorchte den Herz-

ſchlag, ſprach von überreiztem Nervenſyſtem, ließ Worte wie Hyſterie und Neuraſthenie fallen, und ging ſchließlich von dannen, die Tanten ſo klug zurücklaſſend, wie ſie zuvor geweſen waren.

Daß dieſe Ärzte alle ſo unanſtändig ſein mußten. Der Badearzt in Franzensbad hatte die Tanten ebenfalls aus einem Errröten in das andere gejagt, als er Thereſens Zuſtand beſprochen. Selbſt Sanitätsrat Dehnhardt konnte von dieſer ſchlechten Angewohnheit nicht ganz freigeſprochen werden. —

Natürlich konnte nun an Abreiſen nicht gedacht werden. Schweren Herzens ſahen die Tanten ihre Hoffnung zu Waſſer werden. Nun war kein Gedanke mehr daran, in dieſem Frühjahre die erſten Radieschen ſelbſt aus den Frühbeeten ziehen zu können, und die Roſenſtöcke mit eigner Hand zu lüften. —

Anna Torſteſon war viel an Thereſens Bette, deren Zuſtand ſich langſam beſſerte.

Eines Tages — die Tanten waren außer Hörweite, Anna hatte ihr vorgeleſen — griff die Rekonvalescentin plötzlich nach der Hand Annas. Dieſe ſah mit Staunen ein völlig verändertes Geſicht vor ſich, hochrot, mit weiten eigentümlich leuchtenden Augen, fliegenden Naſenflügeln, vorgeſtreckten trockenen Lippen.

„Was haſt Du, Thereſe?“

„Ach Anna! — Iſt er nicht ein ſchöner Mann?“

Anna erſchrak im innerſten bei dieſer Frage, die ihr mit blitzartiger Helle einen Abgrund bis in ſeine dunkelſte Tiefe erleuchtete.

„Kind, was ſoll das heißen — wen meinſt Du?“

Anna wußte es, wen ſie meinte, auch ohne eine Antwort. Sie fühlte die kleine eiskalte Hand in der ihren beben, ſah den Buſen fliegen, und das Leuchten der Augen, aus denen eine kranke Phantaſie ſprach. Wenn Anna das Mädchen jemals verſtanden hatte, ſo war es in dieſem Augenblicke. Aber das Verſtändnis ſchnitt ihr durchs Herz. Sie kannte die Qualen, die aus dieſen entſtellten Zügen ſprachen; im Innerſten waren ſie doch verwandte Naturen.

„Unſinn — Unſinn!“ ſagte Anna, und dachte hundert andere Gedanken, während ſie die vier Silben ſprach.

„An ſowas darf man gar nicht denken,“ fuhr ſie fort. „Hörſt Du, Thereſe. Verſuche Dich zu bezwingen. Es geht — man kann's unterdrücken.“

Thereſe war inzwiſchen in die Kiſſen zurückgeſunken, ihr Geſichtsausdruck hatte gewechſelt, die Extaſe war vorüber. Jetzt kam die Scham über ſie. Sie verbarg ihr Geſicht und brach in krampfartiges Schluchzen aus. — —

Anna Torſteſon ging in den nächſten Tagen mit ſchwerem Kopf und noch ſchwererem Herzen umher. Sie ſah keinen Rat für Thereſe. Sollte man die

Tanten einweihen? Sie waren nicht die Perſonen, überhaupt zu begreifen, um was es ſich hier handle.

Eins ſtand feſt in Annas Willen, Reiner ſollte keine Gelegenheit finden, dieſen Zuſtand des armen Kindes auszunutzen. Sie haßte ihn jetzt dieſen groben brutalen Patron. Seine pöbelhaften Hände ſollten das Mädchen nicht berühren. —

Reiner ſprach Anna in dieſer Zeit einmal auf der Straße an, er wagte es, ſich nach Thereſens Befinden zu erkundigen, deren Unwohlſein er in Erfahrung gebracht hatte. Ein haßerfüllter Blick war die einzige Antwort, die er erhielt.

* * *

Das Frühjahr war zeitig angebrochen und Thereſe ſchon mehrfach ins Freie gekommen.

Eines Nachmittags ſchlug ihr Tante Pauline einen Spaziergang in den großen Garten vor. Friſche Luft und Bewegung, das hatten ja alle Ärzte übereinſtimmend dem jungen Mädchen verordnet.

Es war ein ſonniger Apriltag. Thereſe trug ein neues Frühjahrskleid zum erſten Male, das in den Händen einer Dresdner Schneiderin eine etwas modiſchere Façon angenommen hatte, als ſie das junge Mädchen bis dahin zu tragen gewohnt war. Auch ein neuer bunter Sonnenſchirm war für Thereſe gekauft worden. Tante Paulinens Gefühle waren geteilt zwiſchen der Freude über die elegante Er-

ſcheinung ihrer Nichte, und die Beſorgniß, das junge Mädchen ſei doch vielleicht etwas zu extravagant gekleidet und könne dadurch die Blicke der Paſſanten, womöglich der Männer, auf ſich ziehen.

Man ging über die Bürgerwieſe, ohne Abenteuer zu erleben. Alle Welt hatte Frühjahrstoiletten angelegt, Tante Pauline ſah viel buntere Schirme, als der ihrer Nichte war, und beruhigte ſich allmählich.

An einem kleinen in den Anlagen gebetteten Teiche ſtand eine Gruppe Knaben, welche die Fiſche mit Brotkrumen fütterten. Unwillkürlich blieben die Beiden ſtehen und ſahen dem Spiele zu. Es war luſtig zu betrachten, wie eine Menge rundlicher Fiſchmäuler aus dem Waſſer hervorlugten, und ungeſchickt ſchmatzend die zugeworfenen Brotkrumen einſogen. Tante Pauline freute ſich im Stillen, was für ein vergnügtes Geſicht Thereſe mache und wie hell ihr Lachen klang.

Das Mädchen war ganz in den Anblick eines Goldfiſches verſunken, der abſeits von den Anderen ſein beſonderes Spiel mit einem Stück Brot trieb, das er einſchluckte, und dann wieder von ſich gab, um es vor ſich her zu treiben, als plötzlich Pauline die Nichte an der Hand ergriff und ſie mit ſich fort zog, die ſchnellſte Gangart einſchlagend.

Thereſe fragte erſtaunt, was es gäbe.

„Nichts, nichts! Komm nur. — Der Aufenthalt am Waſſer iſt nicht gut für dich.“

Das alte Fräulein war ganz verſtört und ſah ſich häufig um, als glaube ſie ſich von jemandem verfolgt. Sie beruhigte ſich erſt, nachdem man, nach mannichfachem Kreuz- und Quergehen in die ſchattigen Gehölze des großen Gartens eingebogen war.

Vom ſchnellen Gehen war ihnen warm geworden. „Laß uns ein wenig niederſitzen“ meinte Tante Pauline ſchließlich.

Man war nicht weit von einem Spielplatze. Hier ließen ſie ſich auf einer Holzbank nieder. Ringsum ſaßen Kinderfrauen und Mütter in dem hellen wärmenden Sonnenſcheine, ſchlafende Babys im Arme oder vor ſich im Kinderwagen. In der Mitte des Platzes tummelte ſich laut durcheinander zwitſchernd eine Schaar von Kleinen, andere ſpielten auf Sandhaufen.

Dem alten Mädchen war vorhin ein arger Schreck in die Glieder gefahren, nachträglich noch fühlte ſie ihre Glieder zittern; ihr war ſo matt und ſchlafſüchtig zu Mute geworden in der weichen Frühjahrsluft. Aber einſchlafen wollte ſie um keinen Preis; ſie mußte ja Thereſe bewachen.

Um ſich wach zu erhalten — denn immer ſchwerer wurden ihr die Augenlider — fixierte ſie eine Gruppe ſpielender Kinder. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren erteilte hier einer Anzahl Hoſenlätzen Koch-

ſtunde. Sie hantierte ſehr flink mit Holzformen, die mit Sand gefüllt und dann umgeſtülpt wurden. Merkwürdig, wie die Kinder vor Tante Paulinens mit großer Kraftanſtrengung aufgeriſſenen Augen wuchſen und wuchſen und dann immer mehr in die Ferne rückten — in ganz unermeßliche Fernen, ſo dünkte ihr. Und dabei hörte ſie die feinen Stimmchen doch ganz nahe zirpen. „Das iſt der Braten und das der Fiſch“ ſagte jetzt das Mädchen, „Kannſt du auch Sandtorte machen?“ fragte ein Anderes. Über das Wort „Sandtorte“ verwirrten ſich Tante Paulinens Begriffe völlig. Sand — Sand! dachte ſie, ſpielten ſie denn nicht vorhin mit Sand? — und nun Sandtorte? Über dieſes unergründliche Myſterium kam ſie nicht hinweg, und mit dem unbeſtimmten und äußerſt peinlichen Gefühle, daß den Kindern eine große Gefahr drohe, und daß ſie ſelbſt ſich nicht erheben könne, weil ſie bis zu den Knieen im Sande ſtecke, ſchwand ihr das Bewußtſein.

Thereſe bemerkte, daß die Tante eingenickt ſei. Sie ſann über deren eigentümliches Benehmen nach, vorhin am Waſſer. Daß wirklich Beſorgniß um ihre Geſundheit der Grund dazu geweſen, wollte dem Mädchen nicht recht in den Sinn. Und merkwürdig, je mehr ſie über den Vorfall nachdachte, je wahrſcheinlicher wurde es ihr, daß der ſchwarzbärtige Herr vom Table d'hote in ihrer Nähe geweſen ſein müſſe.

Eine freudige Aufregung durchſchauerte ſie, zugleich ergriff ſie ein eigentümliches Bangen. Ob er ihr etwa nachgegangen war? Daß er etwas von ihr wolle, war ganz ſicher, ſie entſann ſich zu genau des Blickes, den er ihr über Tiſch zugeworfen, und wie erregt er neulich in der Gallerie geweſen war. Thereſe war keine ſchlechte Beobachterin trotz ihrer äußeren Befangenheit; ſie ſah mit geſenkten Augen. Auch Anna Torſteſons auffälliges Verhalten dem Maler gegenüber war ihr nicht entgangen. So machte ſich das Mädchen Gedanken über jeden Vorgang in ihrer Umgebung. Was ihr auffällig war, bewegte ſie lange und lebhaft in ihrem Innern, und ſann eifrig nach über die tieferen Zuſammenhänge. Wo Lücken blieben, dichtete ſie ſich Verbindungen hinzu.

Thereſe hatte in der letzten Zeit viel geleſen, hauptſächlich Romane. Denn natürlich hatten ſich die Tanten, um die Langeweile der Reiſe zu überwinden, in die Arme einer Leihbibliothek geflüchtet, und da man für Thereſens geiſtige Vervollkommnung nach wie vor beſorgt war, durfte auch ſie an dieſem Bildungsmittel teilhaben. Das junge Mädchen hatte durch dieſe Lektüre mancherlei erfahren, das ihrem Bewußtſein bis dahin fremd geweſen war. Auch der Beſuch der Bildergallerie blieb nicht ohne Einfluß auf ihre Gedankenwelt. Und nun miſchte ſich in

ihrer allezeit geſchäftigen Phantaſie, Geleſenes, Erlebtes und Erſchautes.

Da hing zum Beiſpiel ein Bild in der Gallerie, ein Mann mit einem ſchönen bärtigen Kopfe. Was das Bild eigentlich darſtelle, wußte Thereſe ſelbſt nicht, es waren noch andere Figuren darauf, aber für ſie exiſtierte nur dieſe eine, die etwas unendlich anziehendes für ſie hatte. Sie ſuchte es ſtets ſo einzurichten, daß Anna Torſteſon mit ihr in den Saal ging, wo jenes Bild hing. Wie von einer verbotenen Frucht koſtete ſie von dem Genuſſe, einen kurzen ſcheuen Blick warf ſie nach jener Geſtalt mit dem bärtigen Kopfe, und den ganzen Tag über zehrte ſie mit heimlicher Wonne an dem Eindrucke.

Und was das wunderbarſte war, ſeit einiger Zeit vermiſchten ſich in ihrer Phantaſie die Züge jener Geſtalt mit anderen wirklich erſchauten. Wenn ſie an das Bild dachte, mit geheimem Entzücken, ſo trat ihr aus demſelben ein bekanntes Geſicht entgegen, wie bei der langſamen Wandlung des Transparents durch eine Laterna magika. Dieſer Vorgang hatte für ſie ſelbſt etwas unheimliches, und grade dies Grauen reizte ſie, immer wieder das aufregende Phantaſieſpiel vorzunehmen. —

Thereſe ſaß neben der ſchlummernden Tante, die ohne Rückenlehne in äußerſt unbequemer Situation halb zur Seite geſunken hockte. Das junge Mädchen

ſtarrte vor ſich hin, gedankenlos zeichnete ſie einige Schnörkel in den Sand. Vor ihrem inneren Auge entſchleierte ſich ſoeben wieder jenes Zwittergeſchöpf ihrer Phantaſie, als ein Geräuſch wie von vorſichtig nahenden Schritten und ein Räuſpern hinter ihr laut wurden. Gleich darauf ertönte ein: „Fräulein — Fräulein!“ in ihrem Rücken.

Thereſe wandte ſich unwillkürlich um und mit einem Schrecken, der ihr lähmend durch alle Glieder fuhr, ſah ſie Reiner. Er hielt den Hut in der Hand, in ſeinem Mienenſpiele drückten ſich Unruhe und Verlegenheit aus. Im Flüſtertone ſprach er zu Thereſe, immer die ſchlafende Tante im Auge behaltend: „Ich ging ganz zufällig hier vorbei, und da ſah ich Sie ſitzen.“ — Weiter kam er nicht; die Schlafende verlor in dieſem Augenblicke das Gleichgewicht völlig, ſie ſtieß unſanft mit dem Arme auf die Bank auf, und öffnete die Augen, ſchlaftrunken um ſich blickend.

Sie ſtarrte den Maler einen Augenblick ſprachlos an, offenbar erkannte ſie ihn noch nicht. Reiner machte ihr eine Verbeugung und ſtammelte eine Entſchuldigung. Da begriff ſie und ſprang mit entſetzter Miene auf.

„Thereſe, komm weg!“

„Aber, Fräulein — gnädiges Fräulein, weshalb denn? Ich bin doch kein wildes Thier.“

„Nein, nein — das geht nicht! Komm, Thereſe!“

Reiner ließ nicht ab, er hielt gleichen Schritt mit den Beiden. „Fräulein — gnädiges Fräulein!“ ſagte er, „hören Sie mich doch einmal erſt an. Ich will Ihnen eine Erklärung geben.“ — Aber er fand kein Gehör, immer ſchneller eilte das alte Mädchen von dannen und zog die Jüngere mit ſich fort.

Schon waren andere Spaziergänger auf das eigenartige Gebahren der drei Leute aufmerkſam geworden. Reiner mußte einen Skandal befürchten und gab die Verfolgung auf. Wütend ſchlug er einen Seitenweg ein, vor ſich hin fluchend.

Pauline und Thereſe eilten inzwiſchen der Hauptallee zu. Hier rief die Tante eine Droſchke an, in die ſie ſich ſamt der Nichte vor dem vermeintlichen Verfolger barg. Noch vom Wagen aus hielt ſie ängſtlich Umſchau, ob er hinter ihnen drein ſei.

Erſt als man durch gepflaſterte Straßen rollte, wurde ſie ruhiger. „Ein ſchrecklicher — ein ganz gefährlicher Menſch!“ wiederholte ſie noch immer zitternd. „Armes Thereschen — ach, mein armes Thereschen — du mußt dich doch furchtbar geängſtigt haben.“ —

Thereſe hatte noch kein Wort geäußert. Sie war ſehr blaß. Die Tante ſchrieb das der ausgeſtandenen Angſt zu, und meinte, ſie müßten alle beide Zuckerwaſſer trinken, ſobald ſie zu Haus wären; ſie hielt das für ein probates Mittel gegen die Folgen des Schreckens.

Ganz andere Gefühle, als die Tante annahm, beherrſchten die Seele des jungen Mädchens. Tiefes Bedauern erfüllte ſie, daß ihre Unterredung mit dem Maler unterbrochen worden war. Sie hatte das Gefühl, um etwas ſehr Großes gekommen zu ſein, etwas ſehr Wichtiges verſäumt zu haben.

Man hielt vor dem Hotel. Natürlich erfuhr Tante Antonie das Abenteuer brühwarm aus dem Munde der Schweſter. Sie erklärte rund heraus, nun könne ſie keine Gewalt der Erde länger in Dresden halten.

Thereſe weinte diesmal nicht, im Gegentheil, ſie war ſehr ruhig, aber die beſorgten Tanten ſchafften ſie doch zeitig ins Bett. Bald ſchloß das Mädchen die Augen und die Tanten, im Glauben, ſie ſchlafe, verließen das Zimmer.

Einmal glaubte Tante Pauline im Nebenzimmer einen Seufzer zu hören. Schnell ging ſie hinüber. Als ſie aber an Thereſens Lager trat, lag das Mädchen mit geſchloſſenen Augen da, ruhig athmend. „Wie friedlich ſie daliegt," flüſterte die alte Dame, und rief ihre Schweſter herbei: „Antonie, komm, das mußt Du wirklich ſehen — aber tritt leiſe auf."

Die andere kam auf den Zehenſpitzen herbei, und nun ſtanden die beiden alten Mädchen da und weideten ſich an dem Anblicke ihres Lieblings.

Thereſens Nachtjacke ſtand ein wenig offen und

ließ den Anſatz der zarten Bruſt ſehen, die kleinen Hände mit den feinen ſpitzzulaufenden Fingern lagen auf der Decke, die roten Lippen in dem weißen Geſichte ließen den Athem gleichmäßig kommen und gehen.

„Das Bild der Unſchuld," ſagte Tante Pauline. „Gott behüte und bewahre ſie!" —

Kaum hatten die Tanten das Zimmer verlaſſen, ſo öffnete Thereſe die Augen. Ihr Geiſt war wacher denn je, und hatte in dieſer Nacht ſchon weite Wanderungen hinter ſich. Sie ſetzte ihr Gedankenſpiel fort, mit ſtrahlenden Augen, hin und wieder glückſelig lächelnd. Dann wieder flüſterte ſie leiſe vor ſich hin, und ſtreckte die Arme aus, in Sehnſucht nach etwas, das ſie nicht kannte, nur ganz, ganz dunkel ahnte. —

Er ſtand vor ihren Augen, nicht ſo, wie ſie ihn heute geſehen hatte, nein größer, herrlicher, eine Idealgeſtalt, jenem Bilde ähnlich in der Gallerie, und doch ganz Menſch, mit jenem Blicke, den er gehabt hatte, als er ſie zum erſten Male anſah.

Im Geiſte lebte ſie das Abenteuer des vergangenen Tages noch einmal durch. Zum wievielſten Male! Mit verzückter Phantaſie malte ſie ſich aus, was gekommen, wenn Tante Pauline nicht erwacht wäre. Eine romantiſche Entführungsgeſchichte, die ſie in der letzten Zeit geleſen, wob ſich wunderlich dazwiſchen. Sie ließ ihn im Geiſte Worte und Fragen an Sie richten und legte ſich ſelbſt Antworten

in den Mund, wie ſie in Wahrheit niemals über ihre Lippen gekommen ſein würden.

Wie im Fieber lag ſie da. Ihre Glieder waren feucht geworden vom Schweiß, den die Aufregung herausgetrieben. Am liebſten hätte ſie die Decken von ſich geſchleudert, aber ſie fürchtete, die Tanten möchten ſie noch einmal aufſuchen. Wie gleichgültig waren ihr die beiden alten Mädchen im Grunde. Auch nicht ein Gran von Dankbarkeit war in dieſem Herzen für die ſelbſtloſen Wohlthäterinnen. —

Die Nacht verging im Wachen, gegen Morgen fröſtelte dem Mädchen. Sie hätte jetzt gern geſchlafen. Noch einmal kehrte ſie zu dem vorigen Gedankengange zurück, und ſehnend ſtreckte ſie die Arme aus in's Leere. —

* * *

Die Tanten hatten die Abreiſe auf einen der nächſten Tage feſtgeſetzt. Eingedenk der jüngſten Erfahrungen beſchloſſen ſie, Thereſe erſt im letzten Augenblicke mit der Thatſache bekannt zu machen.

Aber das Mädchen verſtand ganz gut, was im Werke war. Sie blieb äußerlich ruhig und täuſchte die Tanten damit vollkommen.

Thereſe wußte, daß aus der Abreiſe nichts werden könne, denn in der nächſten Zeit mußte ſich ja etwas außerordentliches für ſie ereignen, das empfand ſie inſtinktiv, gleichſam mit verfeinerten Sinnen die

Luftwellen fühlend, die kommenden Ereigniſſen vorausgehen.

Sie war feſt entſchloſſen, in Dresden zu bleiben. Er würde ſchon kommen, deſſen war ſie ganz ſicher — und dann würde ſie das thun, was er von ihr verlangte.

Wie eine Nachtwandlerin ging ſie umher, träumeriſch, häufig lächelnd. Die Innigkeit ihrer Züge hatte ſich noch verſtärkt. Es ſchien, als wolle ſich in ihr etwas entwickeln, etwas zur Blüte gelangen. Aber es war nur ein blaſſer, kränklicher Trieb, wie ihn Bäume anſetzen, die vom Wurme angebohrt ſind.

Anna Torſteſon war die einzige, welche bemerkte, daß etwas beſonderes mit Thereſe vorgehe. Aber es gelang ihr nicht, in das Geheimniß des Mädchens einzudringen; Thereſe war zurückhaltender geworden, wich der Vertrauten von ehemals aus.

Das Mädchen empfand es, daß Anna eine Gegnerin des Malers ſei; das richtete eine Scheidewand zwiſchen ihr und der Freundin auf. Sie haßte jetzt alles mit tiefem nachhaltigen Haſſe, was ſie von ihrem Ideale wegreißen wollte. — —

Es war an einem regneriſchen Nachmittage. Tante Antonie war ausgegangen, um vor der baldigen Abreiſe noch einige Beſorgungen zu machen. Tante Pauline packte die mächtigen Reiſekoffer mit

Hülfe des Stubenmädchens. Thereſe durfte an dieſer Beſchäftigung nicht teilnehmen; dazu war ſie viel zu zart, wie die überängſtliche Tante meinte, während ſie ſelbſt unter Ächzen und Seufzen ihren alten ſteifen Rücken wacker beugte.

Thereſe ſtand am Fenſter und blickte in den langſam herabträufelnden Regen. Die Straße war wie ein ſchmutziger Fluß, die gegenüberliegenden Häuſer ſahen aus, als ſeien ſie ſoeben friſch angeſtrichen worden. Nur wenig Leute gingen auf den Trottoirs, und Thereſe ſah von ihrem Standpunkt in der erſten Etage aus nur Schuhe, ein Stück heraufgeſchlagenes Beinkleid oder hochgezogene Kleiderſäume unter den Regenſchirmen hervorblicken.

Lange ſtand das Mädchen ſo, unbeweglich, den Arm auf der Scheibe, die Stirn dagegen geſtützt, die Augen ſtarr auf einen Punkt geheftet. Hin und wieder zuckte ein nervöſes Lächeln um ihren Mund. Ihre Gedanken flogen willkürlich und regellos.

„Thereschen, Du erkälteſt Dich doch nicht dort am Fenſter — liebes Kind?“ fragte die Tante, während ſie tiefgebückt das Schuhwerk auf dem Grunde von Thereſens Koffer ordnete.

Sie erhielt keine Antwort. Thereſe hatte ſie garnicht gehört, ſie ſtand wie gebannt. War das eine Viſion? Da drüben auf dem jenſeitigen Trottoir ſtand er im langen braunen Havelock, und

blickte hinauf. Er ſuchte die Fenſter ab mit den Augen, jetzt hatte er ſie erkannt, er lächelte und griff nach dem Hute.

Das Mädchen wagte kaum zu atmen, ihr war, als ſtünde ihr das Herz mit einem Male ſtill.

Jetzt ſchloß er den Regenſchirm, und machte ihr ein verſtohlenes Zeichen mit der Hand. Wie ſie dazu kam, wußte ſie ſelbſt nicht, aber ſie nickte ihm zu. Er lächelte abermals, wiederholte das Zeichen und ging nun auf dem Trottoir langſam auf und ab, immer das gegenüberliegende Haus im Auge behaltend.

Kaum, daß ſie mehr eigenen Willen zu haben ſchien. In ihrem armen verwirrten Kopfe herrſchte nur noch ein Empfinden: Du mußt! Wie eine Traumwandlerin ging ſie vom Fenſter an Tante Pauline vorbei ins Nebenzimmer. Ohne einen Augenblick zu zögern, öffnete ſie die Kommode, nahm Schleier und Handſchuhe heraus, ja ſelbſt ein neues Taſchentuch ſteckte ſie zu ſich, dann zog ſie ihren Regenmantel an.

Behutſam, damit die Tante nichts hören ſollte, öffnete ſie nun die Thür zum Korridor, ging ſchnell die Treppe hinab, an der Portierloge vorbei, auf die Straße. — —

Der Maler zeigte die größte Aufregung in Worten und Mienen.

„Danke — danke ſehr, Fräulein!“ wiederholte er und ſpannte den Regenſchirm über ihr auf, dann reichte er ihr den Arm.

Er ſchlug eine Gangart ein, die beinahe Laufſchritt war, und ſie lief mit. Als ſie in eine Nebengaſſe eingebogen waren, mäßigte er ſeine Eile, fuhr aber fort, ſie mit dem Regenſchirm zu decken.

„Wiſſen Sie denn eigentlich, was ich von Ihnen will, Fräulein?“ fragte er ſie plötzlich.

Sie ſah ihn erſtaunt an und erwiderte nichts.

„Hm — zum Teufel!“ begann er, „ich muß Ihnen das doch erſt erklären.“ Und nun fing er an, weit ausholend, mit Umſchweifen, von ſeiner Kunſt zu ſprechen, von Naturalismus und Hellmalerei, und wie ſchwer es ſei, ſich paſſende Modelle zu verſchaffen.

So haſteten ſie weiter unter demſelben Regenſchirme, er aufgeregt perorierend, ſie eingehenkt in ſeinen Arm, mit ſtarren gradeausgerichten Augen, die Zähne auf einander gebiſſen, ſehr bleich, wie geiſtesabweſend. Ihr Kleid ſchleppte im Schmutze, ſie achtete deſſen nicht.

Vor einem hohen Gebäude machte er Halt. „Hier ſind wir, Fräulein. Ich wohne allerdings vier Treppen. Wegen des Oberlichtes — früher war's ein Photographenatelier. Ich gehe voraus, wenn Sie geſtatten. Die Treppe iſt etwas dunkel.“

Sie folgte ihm. Auf dem Abſatz der dritten Etage blieb ſie atemlos ſtehen. „Ja, ja mit dem Fahrſtuhl geht's ſchneller und bequemer, Fräulein," meinte er, und lachte gepreßt über ſeine Bemerkung. „Nur noch eine Treppe. Dann ſind wir im Himmel — kommen Sie!" Er reichte ihr die Hand und zog ſie nach oben.

„Haben Sie Angſt?" fragte er, während er aufſchloß. „Es iſt weiter nichts — garnichts dabei. Zur Renaiſſancezeit ſtanden die vornehmſten Damen den Malern Modell, und ſo blühen ihre längſt vermoderten Körper noch jetzt, wenigſtens im Bilde. Das iſt doch eine Art ewigen Lebens — was Fräulein?" Und er lachte wieder über ſeinen Witz.

„Hierherein — es ſieht uns Niemand — ſo — das iſt mein Atelier. — Ihnen iſt wohl zu Mute, als ſeien Sie beim Zahnarzt. Keine Angſt! Nur alberne Prüderie kann etwas ſchlimmes dabei finden. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß Ihnen nichts geſchehen wird, was gegen den Anſtand verſtößt."

Er nahm ihr den Regenmantel ab, bat ſie den Hut abzulegen, brachte ihr einen Handſpiegel und machte Späße dabei, die den Eindruck der Unbefangenheit hervorbringen ſollten. In Wahrheit war ihm garnicht wohl bei alledem zu Mute. Das Mädchen zeigte ſo ein eigentümliches Weſen, ſie hatte noch kein Wort geſagt, blickte ſo ſonderbar vor ſich hin,

es lag beinahe etwas blödes in ihren Mienen — Wußte ſie denn überhaupt, um was es ſich handelte?“ —

„Setzen Sie ſich nur!“ Thereſe that wie ihr geheißen. „Kommt es Ihnen hier zu kalt vor — was? Ich werde doch lieber ein wenig nachlegen. Ich möchte nicht, daß Sie ſich um der Kunſt willen erkälten. Nein, um des Himmels willen nicht! Was würden Ihre Tanten dazu ſagen — Was? Ha ha! — Uebrigens, Fräulein, das wollte ich gleich ſagen, den alten Damen dürfen Sie nichts erzählen. Die wären im Stande mich zu belangen. Wenn Sie gefragt werden, wo Sie geweſen ſind, müſſen Sie ſagen, Sie hätten Beſorgungen gemacht, oder ſo was. Nun Sie werden ſich ſchon was ausdenken — eine kleine Notlüge. Der Zweck heiligt das Mittel. Ha ha!“

Er hatte inzwiſchen das Feuer in Zug gebracht, bald flackerte und lärmte es in dem eiſernen Kanonenofen.

„Sehen Sie, hier iſt das Bild,“ ſagte er, und riß von einem großen bis dahin verhangenen Geſtell den Vorhang weg.

Da ſtand es. Meer, Felſen, Himmel und der Streifen Uferſand waren bereits fertig. In der Mitte der Leinewand leuchtete ein großer länglich weißer Fleck, die weibliche Figur war nur in Kohleſtrichen angedeutet.

„Das Plätzchen iſt für Sie reſerviert, Fräulein“

witzelte er „dort werden Sie als Unschuld glänzen. Unschuld! denken Sie nur, man kann beim besten Willen nichts unpassendes dabei finden. — Kommen Sie, fangen Sie jetzt an, sich auszuziehen."

Er berührte sie mit der Hand an der Schulter. Sie zuckte zusammen, und blickte ihn verständnißlos an. Ein stereotypes Lächeln stand auf ihren Zügen.

Er machte eine ungeduldige Bewegung. „Machen Sie nur, machen Sie! Die Zeit ist kostbar." — Sie erbebte und schwieg.

„Nun dann muß ich Ihnen helfen. Was für ein Unsinn! Hunderte, sage ich Ihnen, habe ich schon gesehen. Maler und Arzt das ist ganz dasselbe. Würden Sie sich denn vor einem Arzte schämen?" Und mit kundiger Hand ging er an's Werk.

„So das wird schnell gemacht sein, Fräulein. Ich schwöre Ihnen, daß ich Ihnen nichts absehen will. Und Niemand erfährt was davon, Niemand. Der Anna Torsteson sagen wir auch nichts — nicht= wahr? — So! — Hier müssen Sie mir ein wenig helfen, das bekomme ich nicht auf. Warum zittern Sie denn so? Herr Gott, das Bischen Angst! — Ist es Ihnen vielleicht zu hell hier? Ich kann's einstweilen dunkel machen." Er zog die Vorhänge über das Oberlichtfenster, so daß abendliches Dämmer= licht in dem Raume herrschte.

„Kommen Sie Fräulein, kommen Sie!" fing er

wieder an. „Ich brauche die ganze Figur. Wie Sie der liebe Gott geſchaffen hat. Wer wird ſich denn ſeiner Schönheit ſchämen. — Das muß alles runter!“ und er ging von Neuem an die Arbeit.

„Fräulein, iſt Ihnen nicht wohl?“ Sie war ganz erbleicht und verdrehte die Augen, während ihr lachender Mund die Zähne zeigte.

„Verdammt!“ — Er holte die Eau de Cologne Flaſche und rieb ihr die Stirn ein.

„Wird Ihnen beſſer?“ Sie bewegte die Lippen.

„Was wollen Sie — bitte! Ich kann Sie nicht verſtehen?“ Er beugte ſein Ohr an ihren Mund.

Da legten ſich ihm ihre Hände um den Nacken und zog ſein Geſicht an das ihre. Ganz nahe ſah er ihre Augen funkeln, hörte ſie etwas murmeln, das er nicht verſtand.

„Zum Teufel — was wollen Sie denn!“ fuhr er auf und machte ſich von ihr los.

Erſchreckt blickte er ſie an. Halb entkleidet ſaß ſie vor ihm. Das Kleid fiel ihr von der weißen Schulter, und zeigte ihm die Haut, die er als eine ſo „ſeltene Nüance“ bezeichnet hatte. Ihre Augen, die ſtarr auf ihn gerichtet waren, leuchteten in einem überſinnlichen Feuer.

„Fräulein — was — was haben Sie denn?“ ſtotterte er.

Sie griff nach ſeinem Arm, mit ſtarkem Griffe

zog ſie ihn an ſich. Sie ſelbſt führte ſeine Hand, ihr Körper von konvulſiviſchen Zuckungen erſchüttert, drängte ſich ihm entgegen.

Da wußte er nicht mehr, was er that, und wie ihm geſchah, er lag zu ihren Füßen, fühlte ihre Hände in ſeinem Haare wühlen, erwiderte ihren Kuß, verlor ſich in wilden Liebkoſungen. —

Mitten hinein in dieſen Aufruhr der enfeſſelten Sinnlichkeit ſchrillte die Klingel der Korridorthür.

Er hielt inne, ſprang auf, eilte zur Thür, lauſchte dort. Er vernahm bekannte Stimmen.

Sie möge ſich ſchnell ankleiden, rief er dem Mädchen zu. Dann einer plötzlichen Eingebung folgend, griff er zu Pinſel und Palette, und ſtellte ſich neben ſein Bild, die Poſe des Malenden annehmend.

Draußen ertönten Stimmen, die Quartierwirtin hatte geöffnet. Eine kurze Debatte an der Stubenthür, dann flog dieſe auf, und herein trat Anna Torſteſon. Ihr folgten mit verſtörten Geſichtern die Tanten.

Für einen Augenblick waren dieſe fünf Perſonen wie eine Gruppe von Wachsfiguren, Reiner neben ſeinem Bilde ohne Bewegung, Anna mit arbeitenden Zügen ihn anſtarrend, Thereſe in ſich zuſammengebrochen, mit herabgeſunkenem Haupte, die Tanten mit offenem Munde, erſtarrt in Schrecken.

Die erſte, welche Worte und Thaten fand, war

Anna Torſteſon. Energiſch ſchritt ſie auf Thereſe zu und faßte ſie an der entblößten Schulter. „Was hat er Dir gethan?“ Lange keine Antwort! — Thereſens Haupt aufrichtend, erblickte ſie die gänzlich entſtellten Züge des Mädchens. Die Augen waren verdreht, die Sterne ganz im Kopfe verſchwunden, die Zähne aufeinander gebiſſen, die Lippen blau. Sie ſchien ohne Bewußtſein. Als Anna ihr Kinn losließ, ſank der Kopf auf die Bruſt zurück.

Die Tanten kamen herbei und ſtießen bei dieſem Anblicke klägliche Rufe des Jammers aus.

Anna ſchritt auf Reiner zu, der immer noch neben ſeinem Bilde ſtand, wie feſtgenagelt. „Was haben Sie mit ihr gemacht?“ fragte Anna und in ihren Augen flammte es unheilverkündend.

„Ich wollte — ich habe — ich weiß ſelbſt nicht —“ ſtotterte er hervor.

„Iſt das das Bild? — Da haſt Du Deine Unſchuld!“ und ſie ſtieß mit dem Schirme in die Leinewand, zweimal, daß ſie zerriß.

Er fuhr dazwiſchen, entrang ihr den Schirm, wollte ſie ſchlagen. Sie ſchützte ſich nicht, ſah ihn nur an; vor dieſem Geſichte ſank ihm der Arm.

„Du biſt verrückt!“ keuchte er.

„Und Du biſt ein Schurke!“ gab ſie zurück. „Haſt das Mädchen geopfert. Da, ſieh ſie an!“ —

Die Tanten hantierten an Thereſe herum, mit

zitternden Händen, wollten ſie aufrichten, ſie ankleiden. Wie eine Puppe fiel die Geſtalt zuſammen, haltlos.

„Thereschen — Thereschen, was iſt Dir denn geſchehen?“ jammerte Pauline.

„Ich bin wirklich nicht ſchuld,“ erklärte jetzt Reiner, „Ich hatte die ehrenhafteſten Abſichten.“ Niemand hörte auf ihn. „Soll ich einen Arzt holen?“ fragte er dann. „Hier nebenan wohnt einer. Ich kenne ihn.“ Er griff nach ſeinem Hute und ſtürmte fort.

„Herr Gott, Herr Gott!“ klagte Tante Pauline. „Was iſt das! Wie iſt es ihm nur gelungen? Er muß ſie mit Gewalt hierher geſchleppt haben. Und ich war im Nebenzimmer, da kommt Antonie zurück und fragt: „Wo iſt Thereſe?“ — Herr Gott, Herr Gott! Kind, wie iſt denn alles gekommen. Erzähle uns nur!“

„Sie hört Dich ja gar nicht, Pauline,“ meinte Tante Antonie, die jetzt mit Hülfe Annas die Kleidung des Mädchens ordnete.

„Nun iſt Alles aus!“ jammerte das alte Mädchen. „Das überlebt ſie ja nicht, das arme Kind. — Der ſchändliche Menſch!“

Reiner kam bald mit dem Arzte. Die Tanten ſtürmten ſofort mit Fragen auf den Doktor ein: „Was iſt mit ihr — iſt es gefährlich?“

Der Arzt befahl, einen Wagen zu beſorgen. Thereſe ſollte in ein Krankenhaus geſchafft werden.

Die alten Damen drangen von neuem in den Arzt, ſie verlangten zu wiſſen, wie es mit der Richte ſtehe. Der Doktor verhielt ſich ſehr reſerviert, man könne noch garnichts wiſſen, meinte er, ſie würden es ſchon zur rechten Zeit erfahren.

Und am nächſten Tage erfuhren ſie es. Die ärztliche Entſcheidung lautete:

„In eine Anſtalt für Irrſinnige.“

Die Zielbewußten.

Dudel-Karle saß in der großen Gaststube des Kretschams ganz allein am Tische, vor sich ein Viertelfläschchen, in welchem Kümmel gewesen war.

Die Öllampe, die von der Decke herabhing, brannte matt. An der Wand neben dem Schenktisch klebte ein Plakat; auf dem blauen Papier stand in fetten Buchstaben zu lesen: „Heute große sozialdemokratische Volksversammlung in Kotzendorf. Landtagsabgeordneter Raupe, Referent über: Güterverteilung im Zukunftsstaate.“ —

Die Versammlung war längst aus. Der Referent und einige seiner Freunde aus der Stadt saßen noch mit den zielbewußten Parteigenossen des Dorfes im Honoratiorenzimmer in ernster Beratung beisammen. —

Dudel-Karle döste vor sich hin. Schon seit einer Stunde mochte er den Mund nicht mehr aufgethan haben. Er wartete auf seinen Herrn, den Fiedler-Bauer, der mit im Honoratiorenzimmer saß. Jetzt räusperte sich das kleine dürre Männchen mit dem schiefen Birnengesichte, und schnäuzte sich in Ermangelung eines Taschentuches, die Hand schwebend über

der Naſe haltend, mit zwei Fingern die Seitenwände zuſammenpreſſend. — Dann ſichtlich erleichtert legte er ſich zurück, blinzelte mit den ſchlauen Äuglein nach dem Schenktiſch hinüber, wo in der einen Ecke der Wirt, in der anderen das verſchlafene Schenkmädel lehnte und fragte:

„Wirt, im a welche Zeit miegen merſch denne anu ſchun hoan?“

Der Wirt brauchte längere Zeit, bis er ſeine Uhr unter der blauen Schürze hervorgebracht und die Blechkapſel geöffnet hatte. — „Dreie is es“ meinte er dann und gähnte.

„Dunnerſchlag, um a dreie ſchun!“ brummte Dudel-Karle. „Warn denn die nu bale fertch warn mit ihrn pulitiſiern, doe drinne. Ich hoe meine Uchſen no ne gefittert.“

Der Knecht kraute ſich den kahlen Kopf und wollte wieder in die vorige Apathie zurückverſinken.

Aus dem Nebenzimmer erklang eben wieder lautes Perorieren. „Die ſoziale Frage — meine Herren —“ ſchrie eine heiſer ſchnarrende Stimme. — Dudel-Karle ſchüttelte den Kopf und nahm eine philoſophiſche Miene an. —

„Nimmſt De nich noch eenen, Karle?“ fragte der Wirt, herantretend, und ſetzte ein neues Fläſchen mit heller Flüſſigkeit auf den Tiſch.

Dudel-Karle liebäugelte mit dem Fläſchchen, ſchien aber unſicher, ob er zugreifen ſolle.

„Der Fiedler-Bauer bezahlt's ganze heute."

„Nu dernoa. — Worim denn ne!"

Und Dudel-Karle führte das Fläſchchen an die Lippen, die Augen ſchließend. Nachdem er ſich darauf den Mund mit dem Handrücken gewiſcht, erkundigte er ſich, eine pfiffige Miene annehmend:

„Ar is wuhl ſiere beſuffen, dar Bauer — woas!"

„Se haben en tichtg eigeſeeft, Euren Bauer, de Sozialſchen," erwiderte der Wirt und ſetzte ſich mit an den Tiſch dem Knechte gegenüber. „Zum Vertrauensmann haben ſe'n ernannt für'n ganzen Ort, den Fiedler-Bauer. Ich war vorhin drinne, und hab mer's Ding ſo a Brinkel mit angehört. Der Raupe ſagte über Euren Bauer, er wäre der eenzige „zielbewußte Mann" im ganzen Durfe. Und unterſchrieben hat er ooch was. — A ſozialſcher Bauer — ſo'n dummer Karle! — Ja, wenn a Waber ſozialſch is, oder a Handwerker, a Auszieglер — oder ſunſt a Kleener — aber a Großbauer. Der kleene Redakteur mit der Brille meente och über Fiedler-Bauern, er wäre ene „rümenswerte Ausnahme im Bauernſtande" Raupe hat ordenlich auf en geredt vorhin, und a Hoch ausgebracht auf den Bauer; er ſagte, das wäre ein „bemerkenswertes Zeichen" — wie er ſich ausdrückte — daß es nu och ſchon in den Bauernköpfen helle zu

werden anfinge. — Na, ich danke! A ſozialſcher Bauer. — Das is och was neies. — Sag mer nur mal, Karle, was is denn eegentlich in Euren Bauer gefahren? Der muß doch nich mehr richtg in Koppe ſein. —"

„Das will'ch der darzahlen, Wirt. Dar Bauer hot duch an Krakel gehoat mit dar Amtshauptmannſchaft — 's ging ack wiegen ſenner Miſtpfütze — verſtiehſt de! — De Miſtpfütze, hotten ſe rausgefunden, hielt ne mihr de Jauche. Se lief dan Leiten wetter runger ein Durfe in de Schepplöcher — nämlich de Jauche. Die taten ſich nu beſchwern, de Leite, weil's Waſſer bei Tauwatter un Regenwatter gur ſu dreckch war vun dar Jauche. — Aus den Bauer ſenner Miſtpfütze lief's en ei de Schepplöcher — verſtiehſt de! — Ar ſillte ane urdentliche Abzicht bauen, oder 's Ding mauern laſſen, ſeuten de Leite über'n. Dodervune wullte mei Fiedler-Bauer natirlich niſcht ne wiſſen; wenn ſe 's 'n bezohlen wullten, ju, dernoe wullt ar bauen. Schun bei ſennen Voater ſelg, warſch den Leiten wetter runger in de Schepplöcher gelofen — worim bauten ſe ihre Heiſel dohie — ar hätt ſe's ne geheeßen. Un wenn's en ne racht wier den Leiten, kennten ſe ju ausziehn. — Dos ging nu ſu a Juhre drei viere hie und har, und als niſcht ne wurde, verklagten 'n de Leite bein Amtshauptmanne. — Nu koam de Amtshauptmannſchaft

und unterſuchte dos Ding. Dar Bauer ſullte ane urdentliche Abzicht bauen ein de Durfbach meenten ſe. Mei Bauer wurde fuchswilde und wullte ſchweren, aber mit ſchweren wor do niſcht — ar ſullte ack bauen, 's gab niſcht ne zu ſchweren dohie, meente de Amtshauptmannſchaft. — Aber dar Bauer war foalſch und ging vur de Kreishauptmannſchaft — verſtiehſt de! Und do wurd ar erſcht racht verdunnert, und ar mußte de Abzicht bauen. — „Nu war 'ch ſozialſch!" ſeut er. Siehſt de, Wirt, ſu is doas Ding gewurn."

„Und der Mann war doch früher ganz vernünftig."

„Nu freilch! — Ar wur ju ein Gemeinerate. Un a jeden Sunntch ging ar ei de Kirche. Itze ſpuckt ar aus, wenn ar 'n Pfarrn ack nur vun weiten kummen ſieht. — Friher, van Wohltoge, verſtiehſt de, — wenn mer für'n Reichstog wahln mußten — do gab ar an jeden vun ins an Zettel ei de Hand für'n Kunſervativen — verſtiehſt de! — Und dann ſeut er über uns: „Ihr Luder!" ſeut er, „daß der mir dan Zattel richtg abgabt. Wenn 'ch derfohren ſullte, und euer vun Eich wahlt mer ſozialſch, ich gih und ſchmeiß en zum Hauſe naus." — Su ſeut ar dozumolen. — Mir Knechte toaten ins nu ne wetter ferchten, und wahlten duch ſozialſch. 's ſieht's ju kenner, wan mer wahlt; vun außen ſein de Zattel

enner wie der andre, und reigucken derfen ſe duch ne. — Ich hoe immer ſozialſch gewahlt. Denn ſiehſt de, Wirt, was die eegentlich wulln, de Sozialſchen und de Kunſervativen, und wie die nu olle heeßen miegen, doas verſtieht unſer enner do ne. Aber ſuviel is nu duch Gewißheet: De Grußen miſſen dan Grußen waln und de Klennen miſſen dan Klennen waln." —

Im Nebenzimmer rückte man jetzt mit den Stühlen. Der Wirt eilte hinüber. Dudel-Karle holte unter ſeinem Stuhle eine Laterne hervor, ſtrich ein Zündholz an dem ledernen Hoſenlatze an und brachte den Docht zum Flammen. Dann knöpfte er die gewirkte Jacke über der mageren Bruſt zuſammen, fuhr mit den blaubeſtrumpften Füßen in die Holzpantoffeln, die er bei Seite geſtellt hatte, hinkte der Thür des Honoratiorenzimmers zu, und nahm dort mit geduldiger Miene Aufſtellung, die Laterne in der Hand. —

Die Thür flog auf. Es erſchienen einige ſtädtiſch gekleidete Herren. Ein wohlbeleibter mit rotem Bart, der nach der Uhr ſah und fluchte.

„Sie können im Ganzen mit dem Reſultat zufrieden ſein, Herr Raupe," meinte ein kleiner Blaſſer mit einer Brille auf der Naſe zu dem Wohlbeleibten.

„Ja ja, im Allgemeinen! — Der Bauer iſt uns wertvoll. — Daraus muß Kapital geſchlagen werden."

„Verſteht ſich," raunte der Kleine. „Ich werde das verwerten im Volksberater. — Über den Fort-

ſchritt der ſozialdemokratiſchen Weltanſchauung im Bauernſtande. — Gar kein übler Leitartikel — was, Herr Raupe?“ —

Der Dicke rief nach dem Schenktiſch hinüber: „Jetzt machen Sie uns mal Kaffee, aber recht ſtarken!“

Inzwiſchen war auch der Fiedlerbauer in's Zimmer getreten. — Eine große knochige Bauernerſcheinung; das bartloſe Geſicht hochgerötet bis unter das ſtrohdachartige gelbgraue Haupthaar. Die Mütze ſaß ihm querletſch, er hob den Fuß beim Überſchreiten der Thürſchwelle, als gelte es, über einen Gartenzaun zu ſteigen. Unſicher blickte er aus ſtieren Augen um ſich.

Dudel-Karle machte ſich ihm bemerklich. „Eire Frue meente, ich ſullte ack uf Eich warten, Bauer! Hie bi'ch mit der Laterne.“

„Dummas Luder!“ war die Antwort. „Ich war wul meinen Weg alleene finden. Denkt'r etwa, ich bi beſuffen, Ihr Karle!“ Er ſchwankte nach vorwärts und machte Miene ſich zu den Herren zu ſetzen.

„Es wäre wohl an der Zeit, daß der Bauer fortkommt. Schließlich heißt's noch, wir hätten ihn betrunken gemacht, um ihn einzufangen,“ meinte der Kleine.

Raupe erhob ſich, und ging auf den Bauer zu. „Gute Nacht, Herr Fiedler, Gute Nacht!“ Er

ſchüttelte dem Alten die Hand. „Es bleibt alſo bei dem, was wir verabredet haben.“

„Ju, ju! A Wurt, a Moan. — Ich bi dar Fiedlerbauer, der grießte Bauer ein Urte. Überſch Juhr wahlt ganz Kutzendurf ſozialſch. Dafür bi ich. — Ich wor's dar Regierung ſchu weeſen — wenn ſe denken und ſe bandeln mit mir oan. — Meine Miſtpfütze, die is übergelofen, ſu lange ich denken koan, ſchun bei meinen Vater ſelch is die übergelofen — und de Leite hoan niſcht ne geſeut, weil ſe's ne woagten. Und itze uf eemol do heeßt's —“

Er wollte ſeine Geſchichte vielleicht zum fünften Male in dieſer Nacht erzählen, aber die Herren ließen es nicht dazu kommen.

Er ſei völlig in ſeinem Rechte, hieß es, ihm ſei empörendes Unrecht geſchehen; aber nun habe er ſeine Klage ja vor das richtige Forum gebracht. Die Partei, der er nunmehr angehöre, dulde keinerlei Ungerechtigkeiten. —

„Gute Nacht, Herr Fiedler — gute Nacht! — Den Volksberater bekommen Sie von nächſter Woche ab in zehn Exemplaren zugeſchickt, wie ſie gewünſcht haben. — Im Übrigen bleibt es bei dem Verabredeten. — Gute Nacht! — Sie werden mit uns zufrieden ſein. — Schon gut — ſchon gut! — Sie ſind ein zielbewußter Sozialdemokrat, wir wiſſen das. — Jawohl — gute Nacht! —

Draußen ſtand der Bauer vor dem Kretſcham. Unfehlbar wäre er die drei ſteinernen Stufen hinabgeſtürzt, wenn ihn nicht ſein vorſichtiger Knecht am Kragen des ſchafwollgefütterten Rockes feſtgehalten hätte. Es hatte auf den alten Schnee friſch geſchneit, während der Nacht. Himmel und Landſchaft ſchwammen in einander, milchgrau.

Schwerfällig knarrten die Stiefeln des Bauern über den friſch gefallenen Schnee; nebenher humpelte der Knecht, mit den Holzpantoffeln klappernd. Getreulich machte er die Bogenlinien mit, in denen ſein Herr vorwärts ſchritt, und trug Sorge dafür, daß ein Lichtſchimmer aus der Laterne ſtets vor ihre Füße auf den Weg fiel.

Hier und da in den Hütten an der Dorfſtraße erglänzte ein mattes Lichtchen: das Lämpchen fleißiger Webersleute, die ſchon zu ſo früher Stunde die Tagesarbeit vorbereiteten.

Der Weg ging in vielen Windungen ſanft lehnan, dem Laufe des Waſſers entgegen. Das Bauerngut lag am oberſten Ende des Dorfes, dort wo die Bach als ſchwaches Wäſſerchen eintritt. Der Bauer ächzte und ſtöhnte, er litt an kurzem Atem. Häufig mußte er Halt machen, und ſich verſchnaufen. Die Morgenkälte wirkte ernüchternd auf ſeine erregten Lebensgeiſter. —

Herr und Knecht ſtanden ungefähr in gleichem

Alter. Dudel-Karle war im bäuerlichem Dienſte aufgewachſen. Seinen eigentlichen Namen kannten die wenigſten; den Spitznamen hatte er angeblich daher, daß ſein Großvater mütterlicherſeits mit dem Dudelſacke von Ort zu Ort gezogen war. Er lahmte, ſchon in der Jugend hatte ihm ein Pferdetritt das Schienbein zerſchmettert. So war er vom Militär und auch vom Heiraten freigekommen. Seiner Gutmütigkeit wegen war er im ganzen Dorfe beliebt. Für zehn Pfennige, aber ebenſowohl auch für ein Paar gute Worte, fand man ihn zu jedem erdenklichen Dienſte bereit. Schreiben und Leſen hatte er längſt verlernt, aber dumm war Dudel-Karle durchaus nicht.

Heute ſaß ihm der Schalk im Nacken. Er kannte ſeinen Herrn. Mit der Fauſt war der Bauer ſtark, das hatte der Knecht ſchon manches liebe Mal am eigenen ſchwächlichen Leibe verſpürt; aber mit dem Kopfe, da war er, Dudel-Karle, ſeinem Herrn um ein gut Teil überlegen.

Es reizte ihn, mit dem Bauer ein politiſches Geſpräch anzufangen.

„Bauer" meinte er „dar Raupe, dus is aber a heller Kupp, der ſeut's den Leuten urdentlich, wie's zugit ei dar Welt. — Dunnerſchlag nuch ees, dar giet's dan Grußen urdentlich uf de Keppe. Das is a heller Kupp!"

„Dummer Karle! — Was weeßt denn Du! —

Du kuntſt och woas geſcheiters machen, als ei de Verſammlung loſen."

„Nu, worim denn ne, Bauer! 's wor duch ane Vulksverſammlung."

„Du dummer Karle, wos hoaſt denn du ei dar Vulksverſammlung zu ſuchen. De Pulitik is ak für da gebildten Leite. Bleib du ak bei dene Uchſen, wu de hie geharſt."

„Bauer, ich bi duch och a Waler."

„Du wärſcht mer a Waler!"

„Nu hoa'ch ne meinen Zattel oan Wohltage, ſu gut wie Ihr, Bauer? — Oan Wohltage ſen mer alle gleich, da Grußen wie de Klennen. Gerade aſu wie's oan jüngſten Tage ſein wird."

Der Bauer wollte etwas erwiedern, faud aber nicht die rechte Antwort. Dudel-Karle war fix mit der Zunge, das wußte er; er hatte den Knecht manchmal um ſein Maulwerk beneidet. Am liebſten hätte der Bauer geſagt, das allgemeine gleiche Wahlrecht ſei ein verdammter Unſinn; aber da fiel ihm noch zu guter Zeit ein, daß er ja jetzt „ſozialiſch" ſei; da durfte er ſoetwas doch wohl nicht äußern. In dem unbehaglichen Gefühle, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geraten zu ſein und ärgerlich geſtimmt gegen ſeinen zungenfertigen Knecht ſchritt er weiter.

Dudel-Karle fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Daß de Zeiten ſchlacht ſein, dos hoan mer ju

immer ſchun gewußt. Aber nu weeß mer ock wengſtens, worim, daß ſe ſchlecht ſein tun. Heite Obend do is mer viels klur gewurn, Bauer! Ich ho immer geglebt, das mißt ock alles ſu ſein, daß es Kleene hoat uf dar Welt und Gruße, und daß de Grußen uf den Kleenen rimdämmern dirfen, ſuviel as ſe miegen — und daß a Herr ſenen Knacht ſchleun darf. — Aber nu weeß'ch's beſſer. — Dos brauch ne aſu zu ſen; dos kinnte ganz anderſch ſen ei dar Welt — und's muß och anderſcher warn. — Wos der Raupe ſeute vun der allgemeenen Briederlichkeit, dos hot mer ſire gefallen, Bauer! 's git kenne Grußen und kenne Kleenen ne mi — nicht vurnehm und gering — och keene Herrn und keene Knachte uf der Welt. 's is alles ees un gleiche ſchun hier uf Arden. —"

Man war inzwiſchen an die Stelle gelangt, wo der Weg zum Bauerngute ſich von der Dorfſtraße abzweigt. Es war jetzt ſchon ſo hell, daß der Knecht die Laterne auslöſchen konnte. Der Bauer ſchritt vorauf. Ihm wurde immer unbehaglicher zu Mute bei den Reden ſeines Knechtes. Er hatte das unklare Gefühl, daß Dudel-Karle ſich auf ſeine Koſten luſtig mache.

Der fuhr jetzt fort, während er hinter ſeinem Herrn herzottelte:

„Worim ſullte och ener alles hoan und dar an-

dere niſcht. Dar Reiche hoat Fleeſch und Butter, ſuviel as er will, dar Arme frißt Apern und trucken Brut 's ganze Juhr durch. Dar eene befiehlt und dar andre ſull ock immer gehurchen. — Ne, dodarmite is nu itze niſcht me. Mir ſein alle gleich, enner wie dar andre. — Mir hoan unſre Menſchenrachte, wie Raupe ſeute. Und woas er dernoe nuch meente über de Gitterverteilche im ſozialſchen Staate, dos is a fein's Ding, Bauer! Doas hoat mer ſire eigeleicht. — Worim ſullte enner a grußes Gut hoan und a Haus und Vieh und Ställe darzu, und dar andre hoat ne, da er ſein Haupt hielegen koan — wie's ei dar Bibel heeßt. Ne, das is ne racht! Das gieht ne ſu wetter. A jeds muß ſei Heiſel und ſei Sticke Feld hoan, daß er druffe leben koan. Und deshalb miſſen mer parzellierchen, wie Raupe ſeute — teelen miſſen mer. —"

Weiter kam er nicht. Der Bauer war ſtehn geblieben, blaurot im Geſicht vor Zorn wandte er ſich und ſchlug dem verdutzten Dudel-Karle ein Paar Ohrfeigen in's Geſicht, daß es knallte. —

„Du Luder infamchtes — niſchtnutzges, ſozialſches! — Ich war der, und de ſeuſt nuch a eenzgtes Wurt —"

Er keuchte und pruſtete vor Erregung.

Dudel-Karle hatte ſeine Perſon in Sicherheit gebracht. Er ſtand abſeits in tiefem Schnee und hielt ſich den Kopf.

„Ich meente ock, Bauer — ich meente ock. — Ihr wart duch nu och ſozialſch, ducht'ch. —"

Vom Hauſe her ertönte jetzt eine ſchrillende Stimme. Die Bäuerin war's, die, durch den Lärm aufmerkſam gemacht, zum Fenſter herausblickte.

„Kimmſt De endlich heem, Du beſuffnes . . ."

Und aus der Kraft ihrer Ausdrücke war zu entnehmen, wer hier das eigentliche Regiment in Haus und Hof führe.

Der Bauer ſchritt langſam dem Hauſe zu, ſchweigend, in ſtoiſcher Ergebenheit der feuernden Batterie entgegen. Dudel-Karle aber ſchlich ſich, ſeine brennenden Backen mit Schnee einreibend, kleinlaut dem Ochſenſtalle zu.

Prüdenie.

Der Herr Stadtverordnete Edelmann kam aus der Sitzung.

Im seidenhaarigen Gehpelz, der seinen blonden Backenbart so schön zur Geltung brachte, den sorgfältig gebürsteten Cylinder auf dem Kopfe, schritt er den Bürgersteig hinab. Eine stattliche Erscheinung. Man sah ihm den Mann von gutem Einkommen und von guter Gesinnung sofort an. Die Polizisten in den Straßenkreuzungen verfehlten nicht, ihn zu grüßen; auch sonst gab es viele Leute, die den Hut vor ihm abnahmen. Die Stadt wußte, was sie an ihrem Max Edelmann, Inhaber der altrenomierten Firma: Edelmann und Eichler, besaß.

Der Herr Stadtverordnete war heute besonders mit sich zufrieden. Er hatte seinen guten Tag gehabt. Eine hervorragende Rede hatte er gehalten vor dem versammelten Collegium der Stadtväter.

Im Gehen wiederholte er einige der Wendungen, welche er gebraucht: „Wo treiben wir hin, meine Herren! Was wird aus der öffentlichen Moral, wenn solche Zustände einreißen?“ —

Und dann, wie ausgezeichnet war ſeine Bemerkung geweſen: „Meine Herrn Collegen, noch ſind bei uns nicht franzöſiſche Verhältniſſe eingeriſſen, Gott ſei Dank! — Wir kennen noch das Gefühl der Scham, wir Deutſchen haben noch nicht allen Sinn für Anſtand und gute Sitte verloren, wir haben noch nicht ganz verlernt, zu erröten. — Gott ſei Dank!“ —

Dieſe Anſpielung auf franzöſiſche Verhältniſſe, auf die verfaulten ſittlichen Zuſtände jenſeits des Rheins, bei dem Erbfeinde, hatte die Gemüter mächtig gepackt, jeder Gutgeſinnte ſich ergriffen gefühlt in ſeinen heiligſten Empfindungen.

Und nun rekapitulierte er noch einmal den Hauptgang ſeiner Rede und weidete ſich in der Erinnerung an der Kraft und Schönheit ſeiner Perioden:

„Meine Herren, dieſe ganze Badefrage darf man nicht bloß vom rein ſanitären Standpunkt aus betrachten, wie es bisher geſchehen iſt, nein, die Frage der öffentlichen Flußbäder iſt auch eine eminent ſittliche. Ich gebe von vornherein zu, und bin auch darin mit dem Herrn Vorredner durchaus einverſtanden, gegen das Baden im Fluſſe iſt in Anbetracht der Reinlichkeit und der dadurch geförderten Geſundheit nichts einzuwenden, ja ich gehe noch weiter: Es iſt nur ſympathiſch zu begrüßen, wenn das Volk ſich der Reinlichkeit befleißigt; aber, meine Herren, immer das eine vorausgeſetzt, daß nicht die öffentliche Moral dadurch

geſchädigt wird. Und das Letztere iſt bei uns leider der Fall. Es iſt unanſtändig und muß jedem Wohlgeſinnten zu Ärgerniß Anlaß geben, wenn ſich unter freiem Himmel nackte Männer im Waſſer aufhalten. Unſer Fluß iſt zwar breit, und in der Nähe der Badeanſtalten ſtehen keine Häuſer, aber vom jenſeitigen Ufer kann man die Badenden mit Gläſern, zur Not auch mit dem bloſen Auge ganz gut erkennen. Uns Männer wird ja ein derartiger Anblick vielleicht nicht ſo gefährlich werden — obgleich es auch für uns nicht gerade anſtändig iſt, ſeinesgleichen unbekleidet zu ſehen — aber denken ſie an unſere Frauen. — — Meine Herren, das Thema iſt zu heikler Natur, als daß ich mich hier noch des weiteren darüber verbreiten möchte; ſie alle wiſſen, was ich meine, und ich denke, Sie werden darin mit mir einverſtanden ſein, hier liegt eine große ſittliche Gefahr vor, die Gefahr, das zarte Frauenſeelen in ihrer Schamhaftigkeit verletzt werden.

Es ſei mir geſtattet, dies durch ein eigenes Erlebniß zu illuſtrieren.

Im vorigen Sommer unternahm ich mit meiner Familie per Dampfſchiff einen Ausflug nach der Eliſenhöhe. Meine Frau und meine beiden Töchter, die eine von zwölf, die andere von acht Jahren, begleiteten mich. Da das Schiff überfüllt war, mußten wir Platz nehmen, wo wir ihn fanden. Unglücklicherweiſe waren

nur Sitze frei, die nach den Badeanſtalten blickten. Schon von weitem ſah ich zu meinem Schrecken die ſkandalöſeſten Vorgänge: Männer, unbekleidet — bis auf die obligate Schwimmhoſe natürlich — die auf den äußeren Laufgängen auf und ab liefen, andere die von den Sprungbrettern herabſprangen, noch andere im Waſſer ſelbſt, deren Arme und Rücken häufig zum Vorſchein kamen. — Kurz es war kein Anblick für Frauen. — Mir blieb nichts übrig, als meine Damen in die Kajütte hinabzuführen, wenn ich ſie nicht einer großen ſittlichen Gefahr ausſetzen wollte.

Damals nahm ich mir vor, dieſen unerträglichen Zuſtand, dieſen Krebsſchaden an unſerer öffentlichen Sittlichkeitspflege, ſeinerzeit zur Sprache zu bringen. Nun, meine Herrn, das iſt hiermit geſchehen. Beſeitigen Sie dieſen Schandfleck, werte Collegen, ſorgen Sie dafür daß unſere Frauen in Zukunft den Fluß unbeſchadet ihrer Moralität befahren können.“ — —

So etwa hatte ſich der Herr Stadtverordnete Edelmann heute vernehmen laſſen.

Von Seiten ſeiner Freunde war ihm lebhafter Beifall geſpendet worden. Vor kurzem erſt in den Stadtrat gewählt, hatte er es bereits verſtanden, ſich in mannichfacher Beziehung bemerkbar zu machen. Seine Partei betrachtete ihn als eine ihrer hervorragendſten Stützen und ſetzte große Hoffnungen auf ihn. Vor allem war er ein unermüdlicher Verfechter der öffent-

lichen Moral. Wo dieſe irgendwie hineinſpielte, verfehlte er niemals das Wort zu ergreifen. Die Moral, das war ſein eigentliches Steckenpferd, das Gebiet, auf dem er ſich heimiſch fühlte. Er wußte es vom Geſchäfte her, man mußte auf eine Specialität halten, im Handel wie in allen anderen Verhältniſſen. Irgend eine Specialität mußte man haben, in der man alle ausſtach. Dieſen Grundſatz hatten die Edelmanns ſchon ſeit Generationen befolgt, und waren gut dabei gefahren. Er aber, Max Edelmann, ging darin noch einen Schritt über ſeine Vorfahren hinaus, indem er dieſe Maxime auch im öffentlichen Leben befolgte. Hier hatte er ſich nun alſo auf die Moralität geworfen, das war die Specialität, in der er machte. —

Er beſaß auch allerhand natürliche Gaben, die ihn zum Sittenwächter gewiſſermaßen prädeſtinierten. Einmal den guten Klang ſeines Namens, dann ſeinen ſtadtbekannten Reichtum, ſeine vertrauenerweckende ſtattliche Erſcheinung, auf die hin und wieder ſogar auch von Frauen das Wörtchen „ſchön“ angewendet wurde, — und nicht zu vergeſſen, ſeine Begabung für moraliſches Pathos, das ihm ſo gut zu Geſichte ſtand; auch ſeine klangvolle Bruſtſtimme, die einen trefflichen Reſonanzboden abgab, für die edlen Gefühle, welche in ſeinem Herzen lebten. —

Behäbig und zufrieden, das Bild eines wohlgeſinnten Bürgers, in ſeinem prächtigen Zobel, ſchritt

der Herr Stadtverordnete Edelmann die Straße hinab. Hin und wieder warf er einen Blick in die Schaufenſter der größeren Läden; die Weihnachtszeit war nicht mehr allzu fern. Man mußte daran denken, paſſende Geſchenke auszuwählen.

Bei einem Photographen waren Bilder ausgeſtellt. Edelmann kannte den Schaukaſten genau. Fremde und einheimiſche Schauſpielerinnen gab es da zu ſehen, meiſt recht dekolletirt. Heute waren neue Bilder da; er bemerkte es ſofort. Die Primaballerina in allerhand Stellungen. — Ei ei! —

Der Herr Stadtverordnete ſah ſich erſt um, ob Niemand ſeiner Bekannten in der Nähe ſei, dann trat er vor den Kaſten und widmete ſich dem Studium der Bilder, nicht ohne Intereſſe. —

Plötzlich erklang eine bekannte Stimme dicht neben ihm: „Sieh da, Herr Edelmann! —“

Wie auf verbotener That ertappt fuhr er haſtig herum.

„Ah, Herr Kaplan Wanja!“

Sie waren ja ganz vertieft da — Lieber — wie es ſchien.“

„In der That, Hochwürden, ich betrachtete mir die Dinger da ein wenig.“

Der Kaplan, ein junger Mann, mit dunklen fanatiſchen Augen zwinkerte eigentümlich mit den Lidern.

„Eigentlich überlegte ich mir“ erläuterte Edelmann,

während er an der Seite des Prieſters weiterſchritt, „ob man nicht den Ladeninhaber veranlaſſen könnte, dieſe Nuditäten zu entfernen. Solche obscöne Bilder öffentlich zur Schau zu ſtellen — es iſt geradezu ein Skandal! Was für Schaden wird dadurch geſtiftet! — Es iſt garnicht abzuſehen. Das Anſtandsgefühl wird verletzt, die öffentliche Moral vergiftet.“ — —

So ging es eine ganze Weile fort. Der Geiſtliche hörte aufmerkſam zu, und nickte häufig beiſtimmend.

Edelmann nahm die Gelegenheit war, dem Kaplan von der voraufgegangenen Stadtverordnetenſitzung zu berichten und über die Rolle, die er ſelbſt dabei geſpielt.

Der Geiſtliche ſtimmte ihm bei und belobte es, daß er ſich der Sittlichkeitsfrage ſo warm annehme. —

Kaplan Wanja war zwar noch jung, aber auch er hatte ſich bereits einen gewiſſen Ruf verſchafft durch den Ernſt ſeiner Richtung und ſeinen Eifer. Einzelne, die ihm nicht wohlwollten, nannten ihn einen Zeloten.

Edelmann fühlte ſich durch das Lob aus ſolchem Munde aufs angenehmſte berührt. Er wurde wärmer. Man ging noch eine ganze Weile nebeneinander und kam aus einem in das andere, ſchließlich auch auf die Aufhebung der öffentlichen Häuſer. Den Herrn Stadtverordneten feſſelte dieſes Thema ſelbſtverſtändlich, denn das ſchlug ja recht eigentlich in ſein Fach. —

Der Kaplan hatte auch ſein Steckenpferd: die Gemeingefährlichkeit der modernen Wiſſenſchaft.

Die Lehrfreiheit mußte eingeſchränkt, die Litteratur kontroliert, und beſonders die Naturwiſſenſchaft eingedämmt und der Öffentlichkeit entrückt werden. — Dahin ging ſeine Anſicht. Das Volk ſollte vor dem zerſetzenden Geiſte bewahrt bleiben, der von der modernen materialiſtiſch wiſſenſchaftlichen Weltanſchauung ausging. Unabſehbarer Schaden wurde geſtiftet durch die Freiheit, mit der ſolche Irrlehren auftreten konnten. Hier that ein gründliches Einſchreiten der Behörde not.

Der Herr Kaplan war in Eifer geraten, er ſprach erregt, ſeine dunklen Augen blitzten haßerfüllt. Schließlich, um ſeine Worte mit thatſächlichen Beweiſen zu unterſtützen, führte er ſeinen Begleiter vor einen Laden. Hier, hinter einem mächtigen Schaufenſter, lagen Schriften, Abbildungen und Inſtrumente anatomiſch-mediziniſcher Natur in größerer Anzahl aus.

Der Kaplan machte Edelmann auf verſchiedene Titel der ausliegenden Broſchüren aufmerkſam, er wies ihn auf einzelne Abbildungen hin. — Der Herr Stadtrat mußte zugeben, daß da viel unanſtändiges und unchriſtliches unverhüllt der Öffentlichkeit dargeboten wurde.

Edelmann ließ ſeiner moraliſchen Entrüſtung

freien Lauf, und mit der Versicherung, daß er auch diese Gefahr, von der die öffentliche Moral bedroht werde, demnächst vor dem Stadtrat zur Sprache bringen werde, verabschiedete er sich mit ehrfurchtsvollem Gruße von dem Priester. —

Er war durch diesen Zwischenfall von seinem ursprünglichen Wege abgekommen und mußte einige Seitenstraßen durchschreiten, um auf seinen eigentlichen Weg zurückzugelangen.

Plötzlich, während er sich in einer schmalen menschenleeren Gasse befand, fiel ihm, etwa dreißig Schritte weiter vorn, eine weibliche Erscheinung auf. Er sah schärfer hin.

Diese enge Taille, diese breiten Hüften sollte er doch kennen. Und der wiegende Gang! — Er war Kenner in solchen Sachen.

Dazu der Hut mit der brennend roten Feder! Nein, er täuschte sich nicht. Das war sie, der er schon so lange vergeblich nachgestellt.

Er ging schneller, wie elektrisiert, mit erhobenem Haupte, fliegenden Nasenlöchern, leuchtenden Augen. Das Blut pulsierte ihm warm durch alle Glieder. —

Jetzt war er ihr ganz nahe. Sie schien noch nichts bemerkt zu haben.

Er überlegte. Die Gelegenheit war günstig — ganz ausnahmsweise günstig sogar. Weit und breit kein Mensch, der ihn kannte.

Bisher, wenn er ihr begegnet, war es immer auf einer der Hauptstraßen gewesen, wo er sich viel zu sehr beobachtet wußte, um eine Ansprache wagen zu können. — Daß er heute gerade den Zobelpelz anhatte, war ebenfalls nicht ungünstig; das hob seine Erscheinung, wie er sehr wohl wußte, und machte auch von vornherein einen zahlungsfähigen Eindruck.

Dicht hinter ihr gehend räusperte er sich. Sofort wandte sie den Kopf. Der hungrige Blick, den er ihr zuwarf, war nicht mißzuverstehen.

Jetzt schritt er an ihrer Seite.

Die Sache war schneller abgemacht, als er erwartet. Sie zeigte sich sehr verständnißvoll für seinen Vorschlag, begriff, daß er gewichtige Gründe habe, sich nicht öffentlich mit ihr sehen zu lassen. Er war eine zu bekannte Persönlichkeit. Aber er wußte Rat. Draußen auf dem Lande standen ihm ein Paar Zimmer zur Verfügung für solche Fälle. —

Er beschrieb ihr die Lokalität genau, so daß sie nicht fehlgehen konnte. Die Zeit wurde verabredet.

Darauf hastiger Abschied.

Schnurstracks lief er nach dem nächsten Droschkenhalteplatz, um einen Wagen zu nehmen.

Denn jetzt war es wirklich die allerhöchste Zeit, zu Weib und Kindern zu eilen.

Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.

Princeton University Library
32101 067519254

Digitized by Google

Digitized by Google